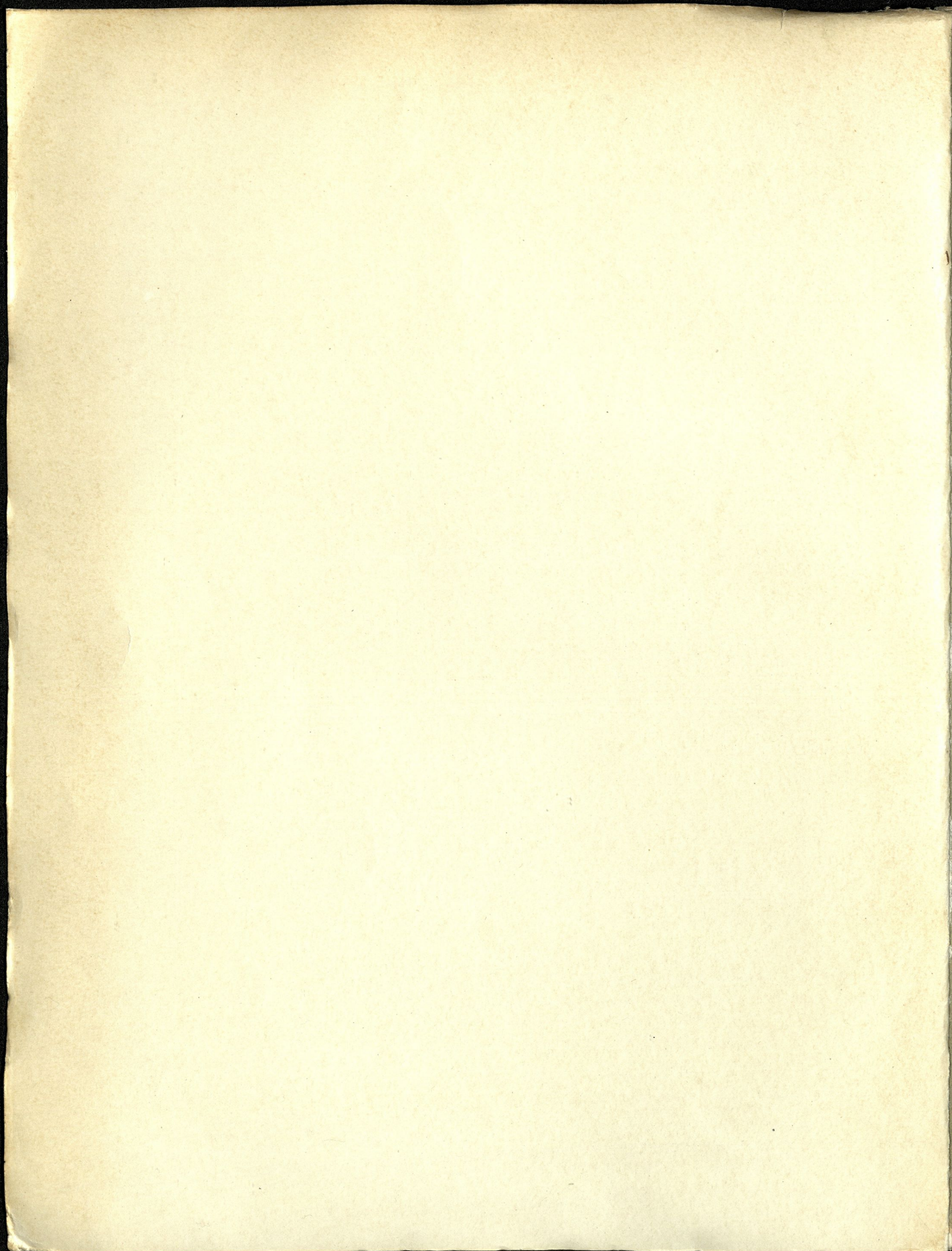


II 83708



DIE GRUNDIDEE

in

R. Hamerlings «König von Sion»,

nachgewiesen

an den beiden Hauptpersonen des Epos.

Von

Professor Dr. **N. SEVENIG.**



DIEKIRCH
IMPRIMERIE J. SCHROELL

1902.

DIE GRUNDIDEE

in

R. Hamerlings «König von Sion»,

nachgewiesen

an den beiden Hauptpersonen des Epos.

Von

Professor Dr. **N. SEVENIG.**



80738 II

DIE GRUNDIDEE

R. Hammetts «König von Zion»

nichtgewesen

an den beiden Hauptpersonen des Epos

80738 II



№ 419/1951

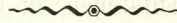
DIE GRUNDIDEE

in

R. Hamerlings «König von Sion»,

nachgewiesen

an den beiden Hauptpersonen des Epos.



„Singen die seltsamste will ich, die deutsamste aller Geschichten,
Welche vor Zeiten geschah'n auf germanischem Boden: ein Spiegel
Alles des Höchsten und Tiefsten, ein Echo jeglicher Frage,
Welche die Geister bewegt, sie entflammt zu gewaltigem Ringen!“

(Der König von Sion.)

Von der grausen Pracht des «Ahasver in Rom», vornehmlich aber von dem diese grossartige Dichtung unverkennbar durchwehenden Faustischen Hauch ganz eigenartig angezogen, versuchte ich vor etwa einem Jahrzehnt, die nahe Geistesverwandtschaft der Hauptpersonen in Hamerlings Erstlingsepos und im Faustdrama nachzuweisen.*) Die eingehendere Beschäftigung mit der ebenso gedankenreichen als farbenprächtigen Schöpfung offenbarte mir in deren Verfasser einen Geist von seltener Kühnheit des Fluges und ein Gemüt von überraschender Tiefe. Seitdem blieb R. Hamerlings hehre Dichter- und Dulderfigur für mich von einem besondern Zauber umflossen, den Bewunderung und inniges Mitleid gemeinsam um sie woben. Wem erschiene es übrigens nicht als eine herbe Ironie des Schicksals, dass eben der Sänger berauschendster Daseinsfreude und leuchtendster Schönheit in äusserst langwierigem, qualvollem Siechtum, wie er in seiner Selbstbiographie so rührend klagt, das Scheinleben einer Molluske hinzuschleppen gezwungen war? Der Name R. Hamerling erinnerte mich stets an jenen tief unglücklichen Dichter des Mittelalters, dessen schwärmerisch trunkene Natur- und Liebeslieder auf allen Lippen erklangen, während der Verfasser selbst, ein armer Aussätziger in einsamer Waldesklausen, gleichsam lebend bereits den Toten angehörte.

*) Die verwandten Hauptpersonen in R. Hamerlings „Ahasver in Rom“ und Goethes „Faust“. Programm des Diekircher Gymnasiums. 1890—1891.

Als eine Verbindung des strebenden Geistes mit dem lastenden Erdschlamm, so bezeichnet im «König von Sion» der ideale Schwärmer Matthisson die Vermählung des Propheten mit der verführerischen Divara. Treffend würde sich der Vergleich auf den hohen Geistesschwung unseres Dichters anwenden lassen, der sich durch körperliches Siechtum aus der Welt der heitern Ideale unablässig in die dumpfe, beengende Erdenatmosphäre herabgezogen fühlte. Dieses bald beseligte Wohnen in den himmlischen Räumen der Dichtung, bald qualvolle Hinbrüten unter der drückenden Last der Krankheit ist nicht ohne mächtigen Einfluss auf Hamerlings Lebensauffassung und auf die Gestaltung seiner poetischen Figuren geblieben. Selten wohl haben Goethes Verse:

„Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen bloss im Kranz“,

in gleich hohem Masse ihre Verwirklichung gefunden wie in Hamerlings Dichtungen.

Ein wunderliches Mischgebilde von Sonntagskind und Pechvogel nennt sich selbst irgendwo der Dichter. Und dieser Eigenart seines Lebensgeschickes haben auch wohl jene Titanen des Geistes und Willens ihr Entstehen zu verdanken, welche er in seinen beiden grossen Epen im Kampf mit finstern dämonischen Gewalten qualvoll leiden und tragisch zu Grunde gehen lässt. Wer demnach für die Idee und die Helden in Hamerlings poetischen Schöpfungen eine Erklärung finden will, der wird diese zunächst in der Lebenslage und im Gemüt des Dichters selbst zu suchen haben.

«Schmerzgebeugt», so erzählt er in seinen «Stationen meiner Lebenspilgerschaft», «ging eine noch junge aber bleiche Frau mit einem bleichen Kinde auf dem Arm aus ihrem Hause gleichsam in die Verbannung und in das Elend hinaus. Drinnen stand der Webstuhl still, an welchem ihr Gatte gesessen und das Gewebe des häuslichen Elends gewoben hatte — des Schicksals Hand hatte darein gegriffen und die Fäden unheilvoll verwirrt; das Haus und Heim, aus welchem die junge Mutter hinwegzog, war nicht mehr das ihre, nicht mehr das ihres Gatten.»

Das bleiche Kind, das auf dem Arm der bleichen Mutter in das Elend und in die Verbannung hinauszog, war R. Hamerling.

«Eine Muse,» berichtet er weiter, «mag jenseits des Gartenzaunes umhergeschwärmt sein, und als die Mutter mit dem Kinde schluchzend auf Nimmerwiederkehr über die Schwelle des Hauses trat, da mag diese Muse über den Gartenzaun hinüber dem Kinde einen flüchtigen Kuss zugeworfen haben, der aber die Sache noch schlimmer machte.»

Häusliches Elend, ein siecher Körper, eine zarte, für jeden Schmerz leicht empfindliche Dichterseele: dies also waren die Gaben, welche ein neidisches Schicksal Hamerlings Jugend bescherte. Auch auf den spätern Lebenspfad des Dichters streute das Schicksal so wenige Rosen, wohl aber so viele Disteln und Dornen.

«Sollte in solcher Lage», sagte er nach einer Schilderung seines fast lebenslänglichen qualvollen Siechtums, «der Leidende sich nicht darein finden müssen, dass sein Dasein tagelang auf ein dumpfes Vegetieren beschränkt ist, sein Bewusstsein manchenmal auf das einer

Molluske herabsinkt und auf die bessern Momente, in welchen Lesen, Schreiben möglich, gelauert, jeder als kostbares, flüchtiges Göttergeschenk mit Eifer ausgenutzt werden muss? Ach, man hat da immer das Gefühl, dass, wenn einem nur *ein* voller Tag in Behagen und ungeschwächter Kraft gegönnt sein wäre, man an einem solchen Ungeheueres leisten, die Welt aus ihren Angeln heben könnte! — Längst erscheine ich mir wie einer, der mit den Mächten der Unterwelt einen Pakt geschlossen: es sollte mir vergönnt sein, über die mir ursprünglich bestimmte Frist hinaus auf dieser Erde zu verweilen, aber ich sollte nichts als schreiben dürfen — schreiben mit Mühe und Not — in allem übrigen sollte ich tot und begraben, das Leben für mich verschlossen sein. Auch wie eine verwunschene Seele erscheine ich mir oft, die abgeschieden und in die Saiten einer Harfe oder Leier gebannt ist, und die nur mehr klingen kann.

Welch' ein Gefühl, selbst umgeben von sommerlich prangender Waldnatur, den Hauch des Lebens mit Wonne in sich zu schlürfen verlangend, ein Opfer zu sein der jämmerlichsten Beschwerden, die nicht einen Augenblick ein reines Behagen aufkommen lassen!»

Wer dächte bei diesen bitteren Worten nicht an Schiller, wie Hamerling ein Dichter hoher Ideale, dessen Lebensgeschichte in seinen spätern Jahren gleichfalls nur die Geschichte eines qualvollen Siechtums gewesen ist? Wie aber nach Schillers treffendem Ausdruck die schönsten Träume von Freiheit im Kerker geträumt werden, so schuf auch R. Hamerlings Phantasie auf schmerzvollem Krankenlager jene von unbändigem Lebensdrang verzehrten Übermenschen: den Himmelstürmer Nero und Johann von Leyden, den König von Sion. Das tragische Lebensschicksal des österreichischen Dichters liefert uns den Schlüssel zu den meisten seiner poetischen Gestalten und Ideen. Bald von seligen Träumen erhellt, bald von schwerer Krankheit verdüstert, floss sein Dasein dahin. So ist auch *ideeller Zwiespalt* der bevorzugte Gegenstand von Hamerlings Dichtungen; und in seinen grossen epischen und dramatischen Schöpfungen wählte er mit ausgesprochener Vorliebe scharf in sich *kontrastierende Heldenpaare* als Träger seines poetischen Gedankens. Dem Repräsentanten des ungemessenen Lebensdranges, Nero, gesellt er die müde Todessehnsucht in dem ewigen Wanderer Ahasver an die Seite. Das Drama «Danton und Robespierre» zeigt in den beiden Hauptcharakteren dieselbe schneidende Schärfe des Gegensatzes: neben dem düstern, strengen Robespierre wandelt der lebenssprudelnde Revolutionär Danton mit seinem finstern Begleiter zum gemeinsamen Ziel, bis zwischen den beiden Individuen der Widerstreit entbrennt und sich zum Widerstreit zweier allgemeiner Richtungen erweitert. Auch in «Aspasia», jenem Künstler- und Liebes-Drama aus Alt-Hellas, fehlt nicht der dunkle Hintergrund. «Hier streiten,» sagt der Dichter selbst, «Heil und Unheil, Licht und Dunkel mit dem zeitlichen Siege des letztern, aber auch dem ewigen ideellen Triumphe des erstern.»

Musste übrigens nicht ein Dichter von R. Hamerlings Gedankenschärfe und Gemütsiefe durch fortwährenden Kampf mit einer schmerzlichen Krankheit zur wehmütigen Betrachtung der bangen Rätsel im Menschendasein geführt werden? Wie natürlich klingt in solchem Munde jener melancholische Ausspruch über das grause Spiel der zerstörenden und schaffenden Natur! » Blüte und Verfall sind ja ein Einseitiges, das die Natur durch einander ausgleichen muss, wenn immer neues, frisches Leben spriessen soll auf dieser Erdenwelt. Für die Natur ist dieses Wechselspiel Lebenswonne, für den Menschen ist es tragisch. »

Wenn nun schon bei Hamerling überhaupt das Eindringen in die reiche Innenwelt des Geistes und Gemütes wegen der engen Verbindung von philosophischer Gedankentiefe mit gestaltenbildender Kraft mehr lohnt als bei einem andern Dichter, so gewährt das Herauslesen der ideellen Kämpfe aus dem «König von Sion» vor allem einen ganz eigenartigen Reiz. Ist doch in demselben, nach des Dichters eigenem Bekenntnis, mehr als bei jedem andern Werk, so manches unmittelbar aus dem Born eigener Herzensqualen geschöpft. Sah doch Hamerling selbst in der blutigen Tragikomödie, die vor beinahe drei Jahrhunderten zu Münster sich abspielte, die deusamste aller Geschichten, ein Spiegelbild für alles Höchste und Grösste, ein Echo jeder geisterbewegenden Frage.

«Träumer- und Schwärmergedanken,» ruft der Held des Epos, als er, die Brust von den hochfliegendsten Hoffnungen geschwellt, den Königsthron im neugegründeten Sion bestiegen,

„ihr Kinder der edelsten Häupter,
Die ihr bisher, leiblos unstät, in den Lüften geschwebt nur,
Heimatlos, ihr alle, den Kalten ein Spott, und befehdet
Von den Gebietern der Erde — o kommet, lasst nieder wie Tauben
Euch auf den Zinnen von Münster; ich will euch die Stätte bereiten!“

Den Kern dieser Träumer- und Schwärmergedanken aus dem grossen Dichterwerk herauszulesen, ist Zweck gegenwärtiger Abhandlung. Am leichtesten wird dies geschehen können, wenn der Leser die Träger der dichterischen Idee, Jan und Divara, bald in ihrem eigenartigen Bund, bald im herben Kampf handelnd vor sich auftreten sieht. Wie Nero und Ahasver, Danton und Robespierre, Faust und Mephistopheles wandeln die beiden Gestalten in der Dichtung nebeneinander, teils mit geheimnisvollem Zauber sich gegenseitig anziehend, teils sich feindlich abstossend. Wer in den Kern dieser beiden Figuren vollständige Einsicht genommen hat, dem ist auch die Grundidee der Dichtung rein und klar aufgegangen. Soweit es demnach zur Veranschaulichung dieser Idee förderlich ist, sollen im Folgenden die beiden Personen handelnd und mit stetem Hinweis auf den leitenden Gedanken des Epos dem Leser vorgeführt werden.

In den verrufenen Moorgründen der Davert lagert eine Bande holländischer Gaukler auf dem rötlichen Polster der westfälischen Heide. Lips van Straaten, der Schalksnarr, vermisst unter der abenteuerlich bunten Schar Jan von Leyden, der in träumerischen Phantasien sich in der Waldnacht der Davert verloren hat. Siehe, da erscheint der sinnende, dunkelgelockte Jüngling mit dem machtvoll leuchtenden Schwärmerauge in theatralischem Aufputz. Die edle Gestalt umschlingt ein wallender Purpurmantel, und eine Krone von Rauschgold schimmert auf seinem Haupte. Soeben deklamierte und tragierte er noch in der wilden Davert den Bäumen und Felsen den alttestamentlichen Sängerkönig. Männlich ernst glüht das dunkle Auge des Jünglings, während ein weicher, lebendurstender Reiz seine Lippen umspielt. Dem oberflächlichen Blick erscheint er als träumerischer Schwärmer; doch aus jenem bestrickenden, tiefernten Auge leuchtet ein Strahl gewaltiger Willenskraft. Mit Liebe und ehrfurchtsvoller Scheu zugleich blicken die Genossen zu ihm empor.

Nur kurze Zeit weilt Jan inmitten der Gaukler; sinnend schreitet er zurück in die düstern Niederungen der Davert, in deren dunstigem Äther alles wie von zauberischem Schein umflossen ist. Eichhorn, Rabe, geringelte Natter: sie blicken ihn so seltsam grausig an, der bereits umdunkelte Kolk des Waldes leuchtet ihm unheimlich trüb entgegen; in dessen Mitte zieht seine Kreise der wilde Schwan und glänzt wie ein weisser Stern in diesem düster verglasten Auge der geheimnisvollen Öde. Der Waldstrom allein stürzt brüllend, gleich einem Raubtier, aus der zackigen Felskluff.

Plötzlich tönt dem einsam Wandernden ein Gesang voll bestrickender Süsse und feurer Wildheit entgegen; und im Zauberrahmen der schaurigen Davert enthüllt sich seinem Blick ein befremdendes Märchenbild. Die Theorbe im Schoss haltend, sitzt im Heidekraut ein Weib mit schwarzen Augen und schwarzem, flatterndem Haupthaar. Wie eine Fürstin inmitten des düstern Waldeszaubers erscheint die Gestalt, in deren Blick sich alles gespensterhaft Unheimliche der Davertbewohner vereinigt.

Es ist die braune Zigeunerin Divara.

Der Geheimnisvollen gibt der noch immer kronengeschmückte Jüngling sich als einen König zu erkennen, dessen Reich sich an den fernen Ufern des Jordan befinde.

Wie Nero auf seiner nächtlichen Wanderung durch die Strassen Roms unwiderstehlich in den Zauberkreis des geheimnisvollen Ahasver gebannt wurde und eine geheime Stimme ihm sagte, dass sie beide eine gemeinsame Sendung zu erfüllen hätten, so zieht auch beim ersten Begegnen die braune Divara Jan mit dunkler, unheimlicher Macht in ihre Bande. Gleich Nero und Ahasver wandeln von diesem Augenblick die beiden vereint einher. Eine

Wette, wie dort, wird allerdings hier nicht förmlich eingegangen zwischen den Repräsentanten zweier feindlichen Prinzipien: dem idealen Schwärmer für Tugend vereint mit Glück, und dem weiblichen Dämon, in dessen Brust mit unbezwinglicher Gewalt sinnliche Leidenschaft, Rachedurst und Herrschsucht glühen. Fehlt jedoch zwischen beiden die *Form des feierlich geschlossenen Vertrages*, so besteht darum nicht minder im «König von Sion» das *Wesen dieses Paktes*, in vollster, unleugbarer Kraft.

Als das Licht des Tages über den Baumwipfeln erstirbt, geleitet Jan die braune Zigeunerin zu dem Lager der holländischen Gaukler. Bereits liegen diese in tiefem Schlaf. Den schwärmerischen Jüngling aber lockt die hehre Vollmondnacht in das Waldesschweigen hinaus, wo er Matthisson, den Propheten von Harlem, Divaras Gemahl, antrifft.

Mit vorausschauendem Blick sieht Matthisson das nahe Hereinbrechen einer Zeit mächtigen Umschwunges, in welcher ein fieberhafter Rausch die Menschheit fassen und in Flammenklarheit der Geist sich über alle senken werde. Begeistert, aber warnungsvoll und ahnungsschwer klingt sein bedeutendes Wort:

„Gross ist die Zeit und gewaltig; doch wehe, wenn *unsere Herzen Rein nicht sind*: wie sollen im riesigen Kampfe wir bestehen?“

Der herben Lebensauffassung freudenloser Entsagung, welche der eifernde Prophet von Harlem fordert, stellt Jan sein Evangelium heiterer Milde entgegen, das die Ankunft eines Reiches verkündet, in welchem bereits hienieden Erdenglück und Tugend sich zu innigem Bund vereinen. Wohlthuend, wie von der düstern Figur des Crispus im Romane *Quo vadis* sich die mild erwärmende Gestalt des Apostelfürsten abhebt, so tritt auch bei Hamerling an die Seite des Repräsentanten finsterer Askese der lebensfrohe König von Sion.

Ein *doppeltes* Streben, so bekennt Jan dem Propheten, wohnte von jeher in seinem Herzen.

„Ein Drang nach dem *Hohen und Rechten und Reinen*,
Aber ein Drang nach dem *Glücke* zugleich, nach den Freuden des Lebens.“

Gleich fern von dem Brüten in dumpfer Entsagung wie vom Versinken in gemeinem Sinnenrausch, war er bis dahin rein und stolz durch das Leben gegangen. Rasch und tief hatte seine leicht empfängliche Seele jeden Eindruck in sich aufgenommen. Wenn der Anger sich neu beblühte, konnte er weinen vor Lust; tagelang in den Schimmer eines bunt gleisenden Schiefers sich vertiefen. In die Schwärmerseele des Knaben fielen zündend die Erzählungen weitgereister Kaufleute vom fernen Eldorado. Ein hungernder Waisenknabe, stand er dann bald einsam in der dumpfen Stube des Meisters. Da bot die Kirche dem Armen reichen Trost. Wenn am Festtage Weihrauchwolken den Altar umzogen, dann erfüllten beim Dröhnen der Orgel, mitten im märchenhaften Flimmern, Leuchten und Klingen, Träume aus einer andern, schönern Welt die ahnungsreiche Seele des Knaben.

Auch die Sage eröffnete ihm ihr Land der Wunder. Die Reinen auf Monsalvatsch, Faust auf der Suche nach dem Elixir des Lebens, kühne Meerdurchsegler: alle diese Gestalten lebten vor seinem trunkenen Dichterauge. Da litt es ihn nicht fürder in dem kalten nordischen Nebelbrauen seiner eintönigen Heimat. Er gesellte sich zu fahrenden Leuten,

mit denen er Flandern und Britannien durchzog, bis ihn endlich sein Weg nach Lissabon führte, wo mit ihrem vollen Zauber die Schönheit des südlichen Himmels auf ihn wirkte.

„Arm wie ein Bettler“, sagt er, „durchzog ich die Welt, wie ein König genoss ich Sie, als Betrachter, als Träumer, doch ach, erst halb nur verkörpert Fand ich, was ich geträumt; noch immer das Beste vermisst' ich, Nirgends sah ich das Glück im Kreise der Menschen.“

Da fasste tiefes Sehnen den nur halb befriedigten Jüngling. Als müssiger Träumer liess er sich von Lips van Straaten, dem Gaukler, nach Deutschland anwerben. Thöricht zwar erschien er sich in der Krone von Rauschgold; doch gefiel er sich in dem ärmlichen Flitterkleid des Gauklers; alte Zauberträume erfassten ihn mit grösserer Gewalt.

Wer erinnerte sich nicht bei der Erzählung des Schwärmerjünglings mit der reinen, glühenden Dichterseele an den unglücklichen *Mortimer* in Maria Stuart? Auch dieser hatte in jugendlich ungestümem Lebensdrang der Puritaner dumpfe Predigtstuben verlassen; eine nie geahnte Welt übersinnlicher Schönheit und Majestät hatte sich seinem trunkenen Auge in der ewigen Stadt erschlossen. Berausende Sinnenpracht rief in Rom seine innere Umwandlung hervor; aber masslose Leidenschaft riss den verblendeten Schwärmer auf die Bahn des Verbrechens und in den selbstgewählten Tod. Jan hingegen träumt seinen herrlichen Traum weiter, bis auch er, an der Verwirklichung des erhabenen sionischen Gedankens verzweifelnd, den Stahl gegen die eigene Brust zückt. Beide sind jugendlich schwärmerische Dichterseelen; beide lockt ein unerreichbares Ideal in den Verzweiflungstod. Aber die reinere Gestalt bleibt doch der König von Sion; denn ihn ehrt unbestreitbar das schönere Ziel menschenbeglückenden Strebens.

Sinnend hatte der Prophet von Harlem auf die leuchtende Stirn des erzählenden Jünglings geblickt. Plötzlich fiel es ihm in die Seele wie ein Strahl himmlischer Erleuchtung. Die Krone, die Jan als Gaukler trägt, ist Matthisson ein Zeichen, dass der Herr den Jüngling zum König im neuen Sion erkoren, das der Prophet mit seinen Scharen zu Münster errichten will. Sind die Wiedertäufer gesonnen, so erklärt Jan, in Münster eine Friedensstätte zu gründen, wo seine Träume einer ewigen Verbindung von Tugend und Glück sich verwirklichen sollen, so ist er bereit, als Mitkämpfer unter Matthissons Scharen zu treten.

Da beleuchtet der hell strahlende Mond ein hehres Bild auf der mächtigen Berghöhe des Waldes. Verächtlich schleudert Jan die papierene Krone des Gauklers in die zu seinen Füßen dämmernde Bergschlucht. Indessen schöpft Matthisson aus dem abseits brausenden Sturzbach, giesst Wasser auf das Haupt des Jünglings und weihet ihn zum Streiter des neuen Sion.

Während lindes Säuseln durch die Wipfel der Kiefern läuft und in verlorenen Tönen der Choral der Wiedertäufer gedämpft und feierlich ernst an das Ohr der beiden schlägt, schreiten sie durch die gespenstische Wildnis. Stets schauerlicher umdunkeln sich die Waldpfade; da plötzlich öffnet sich vor ihren Blicken ein hell beglänzter Plan. Vom Sternenlicht klar umflossen, sitzt Divara lächelnd in der moosigen Waldeslichtung. Überrascht sehen die beiden Wanderer die vom Fels geschleuderte Krone auf ihrem Haupte flimmern. Während

das geheimnisvolle Weib, so erklärt sie selbst den sonderbaren Zufall, sich der hellen Mondnacht in der Waldesschlucht erfreute, war ihr die Krone plötzlich von der Bergeshöhe herab in den Schoss gefallen.

Stumm blicken die beiden Wanderer einander an. Ist das seltsame Ereignis ein Zeichen böser Vorbedeutung? Ist dem reinen, idealen Träumer vom Schicksal bestimmt, im Kampf zu unterliegen, während im neuen Sion dieses dämonische Weib, das Symbol niederer Sinnelust und massloser Herrschbegier, die Königskrone tragen wird? So wohl regt sich bei dem seltsamen Schauspiel die bange Frage in Jans Herzen.

Siehe, da wandelt schon die geheimnisvolle Gestalt, wunderbar vertraut mit den verschlungenen Pfaden der Wildnis, den beiden Männern voran, mehr einem lockenden Bilde als einem dräuenden Unhold gleich.

Während Jan unverwandt die vor ihm sanft und behend hinschlüpfende Erscheinung betrachtet, fragt er, auf welche Weise dieses Weib dem sittenstrengen Anabaptisten zugesellt wurde.

„Wie der Seele des Leibes

Last, wie dem strebenden Geiste der Erdschlamm“, sagte der Meister,

„Siehe, so ward dieses Weib mir gesellt nach des Ewigen Ratschluss.“

Geheimnisvoll wie das Wesen dieses Weibes, so waren auch ihre Schicksale. Vor zwanzig Jahren, so erzählt Matthisson, war vor der Kirche zu Harlem, mitten im dichten Marktgewühl, ein etwa sechsjähriges Mägdlein erschienen. Braun, barfüßig und verwildert, blickte die kleine Unbekannte mehr trotzig als ängstlich mit schwarzen, funkelnden Augen die Neugierigen an. Da stob plötzlich die schaulustige Menge wirr durcheinander. Ein Wolf rannte über den Markt. Die Kleine aber rief ihm mit vertraulichen Worten, kraute ihm schmeichelnd den Kopf, und das Untier trug das fremde Kind sorgsam auf seinem Rücken in den nahen Wald. Wüste Gesellen eines braunen Wanderstammes fand man hier gelagert. Nachdem man das unholde Volk zerstreut hatte, brachte man das seltsame Mägdlein nach Harlem; und da es herangewachsen war, wurde es die Gemahlin des Bäckers Matthisson. Auch jetzt noch klärte sich das Geheimnis, welches dieses Wesen umhüllte, nicht auf. Ihr tage- ja wochenlanges spurloses Verschwinden blieb für ihren Gemahl ein unheimliches Rätsel.

Während Jan, in stilles Nachdenken versunken, der Erzählung des Propheten lauschte, wurde es in der Wildnis allmählich rege. Wiederum ertönt feierlich ernst der Choral in der Ferne, und auch die schlafenden Gaukler reißen sich aus dem Frühtraum. Rings von allen Bergeshöhen erschallt derselbe Gesang gedämpft herüber. Siehe da, im Morgengrauen wallt endlos ein phantastischer Zug heran; Eine Schar bleicher Gestalten erscheint grüssend vor dem Lager der Gaukler, in dessen Mitte sich Matthisson befindet. Es sind die Wiedertäufer, die dem Harlemer Bäcker die Führung ihres Zuges anbieten. Der Prophet aber zeigt auf den Jüngling, den er in dem Walde für die neue Lehre gewonnen und sagt bedeutungsvoll:

„Diesem berührten die Stirn auf ragendem Felsen die ersten

Strahlen des Tages, mit welchem beginnt das erneuerte Sion.“

In tauiger Frische glänzt verheissungsvoll der Morgen. Unter lautem Jauchzen heben die Wiedertäufer Jan auf ein weisschimmerndes Ross. Zu seiner Rechten befindet sich der Prophet, zu seiner Linken reitet Divara. Gaukler und Anabaptisten folgen froh begeistert dem Sterne Matthissons, der sie nach Münster führt, der winkenden Sionsstadt.

* * *

Wie die wohlangelegte, wenn auch nicht gänzlich abgeschlossene Exposition eines Dramas erscheint der im Vorhergehenden analysierte erste Gesang des «König von Sion». Überraschend klar ist der Blick, den er in die innere Welt der handelnden Personen gewährt: jenen tiefen Schacht, aus welchem nach Wallensteins Worten ewig des Menschen Thaten quellen. Wenn man auch jenes andere Wort des Schillerschen Helden, dass diese Thaten notwendig sind wie des Baumes Frucht und der gaukelnde Zufall sie nicht verwandeln kann, nur mit grosser Einschränkung unterzeichnen darf, so ahnt man doch bereits das künftige Wirken des reinen, genialen Träumers an der Seite eines unheimlich dämonischen Weibes, beide mitten hineingestellt in eine grosse, bewegte Zeit geistiger und ethischer Kämpfe. Ein romantischer, ahnungsreicher Naturschwärmer aus nordischem Nebelbrauen unter Portugals heitern Himmel versetzt; ein tiefes, reines Gemüt; ein Geist, erfüllt von allem Schönen und Grossen der Sage und Dichtung; ein sentimentaler Idealist, ganz beherrscht von einem hohen Traum menschenbeglückenden Wirkens: so schildert Jan sich selbst dem Propheten von Harlem. Erscheint er nach diesem Gemälde als Dichter und idealer Schwärmer, so verkündet das dunkel leuchtende Auge, der lebendurstende Zug um den Mund eine machtvolle, willensstarke Persönlichkeit, die eine ausserordentliche Kraft in den Dienst einer hohen Idee zu stellen vermag.

Wie bereits in der Einleitung erwähnt worden, haben wir in der *Herzensgeschichte Johanns von Leyden*, mehr als in jeder andern poetischen Schöpfung Hamerlings, ein *Spiegelbild des Dichters selbst*. Stellen wir nämlich die rührenden Jugenderinnerungen des letztern in den «Stationen meiner Lebenspilgerschaft», der Erzählung Jans an die Seite, wie entspricht sich da nicht Zug für Zug in dem Bilde der beiden Personen! Wie erklären und beleuchten sie sich gegenseitig! Wer erkannte nicht den träumerischen, ahnungsreichen sionischen Schwärmerjüngling von Leyden in folgender Schilderung?

«Zu den bedeutsamsten, aber freilich am schwersten mittelbaren Erinnerungen meiner Knabenzeit,» erzählt Hamerling, «gehören die oft seltsamen Stimmungen, die theils als lebhafteste Eindrücke und Anregungen des Momentes, meist vom Naturleben um mich her ausgehend, theils als wache Träume und Ahnungen durch die Seele des umherschweifenden Knaben zogen. Der Mystiker Jakob Böhme erzählte von sich, dass der höhere Sinn, das mystische Geistesleben auf wunderbare Weise bei ihm erweckt worden sei, als er sich träumend in den Anblick einer im hellen Sonnenschein funkelnden zinnernen Schüssel versenkte. Vielleicht hat jeder geistige Mensch so eine Jakob Böhme'sche Zinnschüssel irgend welcher Art gehabt, von welcher seine eigentliche innere Erweckung sich herschreibt. Ich erinnere mich lebhaft an einen gewissen Abend, an welchem mir — ich mochte sieben Jahre zählen — als ich

einen Bergabhang herunterging, der Sonnenuntergang im Westen wie eine Wunder- und Geistererscheinung entgegenleuchtete und mein Gemüt mit einer unvergesslich merkwürdigen Stimmung, mit einer Ahnung erfüllte, die mir heute wie eine Berufung erscheint, und in welcher mein ganzes künftiges Geschick sich spiegelte. Ich eilte mit gehobener Brust einem unbekannten Ziele entgegen, und zugleich lag eine Schwermut über meiner Seele, dass ich hätte weinen mögen. Wäre jener Moment ein aus seinen nächsten Bedingungen erklärlicher, nicht in seiner Art einziger gewesen, er hätte sich gewiss nicht so unauslöschlich in mein Gedächtnis eingegraben.»

Auch der mystisch-religiöse Zug im Charakterbilde Jans, den süsse Ahnungen aus einer andern Welt im Gotteshause durchschauerten, findet sich in starker Ausprägung bei dem Dichter des «König von Sion».

«Wie tief,» bekennt er nämlich, «wirkten die kirchlichen Festzeiten auf mich ein! Mir brauchte das Christkind nichts zu bescheren; es erschien mir ja leibhaftig — das war mehr als genug. Des Nachts im Bette aufsitzend, erzählte ich mit glühenden Wangen der Mutter, wie es zu mir gekommen, das Christkind, wie es zu mir gesprochen und wie wunderschön es gewesen sei.

«Aber das Fest aller Feste war es für mich, wenn ich das Ministrantenamt in dem Kirchlein auf dem Johannisberge verrichten durfte. Das ist ein Berg, etwa eine Stunde von Gross-Schönau entfernt, der anspruchslos, gemütlich, idyllisch ins Land schaut, und der aus der Ferne die Romantik weltentrückter Stille nicht ahnen lässt, mit welcher er diejenigen umgibt, die ihn besteigen. Auf seiner Spitze steht, von dem Walde dahinter sich weiss abhebend, ein uraltes Kirchlein, und in diesem Kirchlein wird alljährlich eine feierliche Messe zur Ehre des diesbezüglichen Kirchenheiligen gelesen. Dazu strömen aus der Umgegend die Leute herbei. Von Gross-Schönau aus begibt sich der Priester mit dem Mesner und einem Ministranten dahin. Der Weg auf den Berg hinauf, das festtägliche Treiben auf der sonst so stillen Höhe, das romantische Kirchlein und schliesslich meine Teilnahme an der priesterlichen Verrichtung, das alles wirkte erhebend in mir nach. Mein Herz selber war dann so ein Bergkirchlein, in welchem eine Festmesse gelesen wurde. Den ganzen Tag ging ich wie verklärt, schwelgte in schönen Vorsätzen und Hoffnungen und fühlte mich mit allen guten Geistern im Bunde.»

Vollenden wir Jans Bild aus der Selbstbiographie Hamerlings, so bleibt uns nur mehr ein Zug in die Zeichnung einzufügen: das Geist und Gemüt beherrschende ideale Streben. Auch diesen Zug vermissen wir keineswegs bei dem österreichischen Dichter. Wieviele ihn auch an poetischem Talent mögen übertroffen haben, so erklärt er stolz, nur wenigen ist wie ihm der Kult des Schönen, Wahren, Rechten lebenslang ein ernstes, mit der innersten Natur verknüpftes Priestertum gewesen. Wer die Schilderung seiner jahrelangen grässlichen Leiden gelesen, der möchte leicht zu dem Schlusse kommen, der Dichter habe den nahenden Tod als einen erlösenden Engel begrüsst. Selten wohl aber hat ein Mensch sich so krampfhaft an dieses Erdenleben angeklammert wie Hamerling. Nicht, weil die Erde ihm viel des Anziehenden bot, sondern weil er die himmlische Sendung, als deren Priester er sich ansah, nicht vollenden durfte. Wie bitter klingt sein todesahnender Angstschrei am Schlusse seiner

Selbstbiographie: «Ist sie eine Täuschung, die Stimme in der Brust des Leidenden, sich nach Ruhe Sehrenden, die ihm zuruft: «Du darfst nicht ruhen, du kannst nicht von hinnen gehen, bevor dein irdisches Tagewerk getan?»

In allseitig klarer Beleuchtung, wie das Charakterbild Jans, erscheint uns noch nicht vollständig im ersten Gesang das der Zigeunerin Divara. Wenn wir sie auch nicht als einen sich entwickelnden Charakter bezeichnen können, der im Verlaufe der Handlung eine Reihe innerer Wandlungen durchgeht, so enthüllen sich in ihr die verschiedenen Seiten des Charakters doch erst mit der fortschreitenden Handlung. Der unheimliche, fast elbische Grundzug ihres Wesens tritt aber bereits hier mit wunderbarer Anschaulichkeit zu Tage. Sie erscheint als ein geheimnisvoll gaukelndes Naturwesen von bestrickendstem Sinnenreiz. Ihre Seele aber ist ein unerforschlicher Abgrund, in welcher wir mit elementarer Gewalt glühende Leidenschaften ahnen, wie sie der Busen des märchenhaften Volksstammes nährt, dem die Unheimliche angehört. Ein Rätsel ist sie trotz mehrjähriger Vermählung ihrem Gatten Matthisson geblieben, ein schauriges Rätsel ist sie auch Johann von Leyden. Wie der Jungfrau von Orleans beim Anblick des schwarzen Ritters, so ahnt ihm wohl auch, dass in der Gestalt des dämonischen Weibes das Unglück ihm an der Seite steht. Erdschlamm zum strebenden Geiste gesellt, mit diesem Bilde vergleicht der Prophet von Harlem seine Verbindung mit der verlockenden Zigeunerin. Ein eben so unnatürlicher Bund schliesst sich zwischen Jan und Divara. Ähnlich dem Streit der zwei Seelen in der Brust des Goetheschen Faust entbrennt ein Kampf entgegengesetzter Prinzipien zwischen den beiden Hauptpersonen im «König von Sion». Wird der strebende Geist sich frisch und freudig emporschwingen zum reinen Äther seiner hohen Ideale? Wird der lastende Erdschlamm ihm die Flügel beschweren und ihn zu sich herabziehen? Mit dieser bangen Frage entlässt den Leser der erste Gesang des «König von Sion».

* * *

In dem zweiten finden wir bereits die Anabaptisten in der lindenumgrüntem, vieltürmigen Münsterstadt, der Perle Westfalens. Wie der Sturm den Schlamm auf dem Grunde der Gewässer aufwühlt, so hat in Münster der erregte Streit der Meinungen seltsame, phantastische Gestalten an die Oberfläche getrieben. Hier lächelt still in sich hinein der verrückte Dusentschur. In dem graubärtigen, pockennarbig entstellten Antlitz blitzt es bald wie Wahnwitz, bald wie höheres Licht. Dort schafft sich Bahn durchs Gedränge der Tuchhändler Knipperdolling, der hellblonde, blauäugige Riese mit dem naiven Kindergemüt, in dessen Seele die anabaptistische Lehre von christlicher Freiheit und Gleichheit den Schwärmereifer entzündet. An seiner Seite erscheint mit den fanatischen Glutäugen im bleichen Antlitz der düstere Rottman, der der neuen Lehre in Münster Bahn gebrochen hat. Indessen kauert auf den Rathausstufen, wie ein graues, verwittertes Steinbild, ein uraltes Mütterchen. Nimmer müde ruft sie in steter Wiederholung ihr warnendes: «Führe uns nicht in Versuchung!» und fleht unablässig um die Ankunft des himmlischen Reiches. Alles braust und wirrt toll durcheinander in diesem sprühenden, brodelnden Hexenkessel.

Plötzlich, wie durch Zauber gebannt, verstummt der wüste Tumult. Eine Schar düsterer, ernstblickender Gestalten, an ihrer Seite in grellfarbiger Tracht sich brüstende Gaukler, zieht

über den Marktplatz. Der Prophet Matthisson, eine ehrfurchtgebietende Erscheinung in weissem, wallendem Haupthaar, reitet an der Spitze des Zuges, zu seiner Rechten Jan mit lichtumflossener Stirn. Den beiden folgt auf falbem Rosse, das kronengeschmückte Haupt lässig wiegend, die Zigeunerin Divara. Wie in jener romantischen Waldesscene in der nächtlichen Davert, so umschwebt auch heute sie ein unheimlicher Zauberschein.

Da erhebt inmitten der aufgeregten Volksmenge der düster fanatische Rottman seine Stimme im Beinhaus des Friedhofs. Ein Reich des Friedens und der seligen Eintracht will er stiften. Was faul, wurmstichig und morsch geworden ist, soll verschwinden bei dem Herannahen der grossen Zeit innerer Wiedergeburt, in welcher nur mehr ein Gedanke, eine Empfindung, ein Gemüt, ein Geist, ein Sinn die Menschheit beherrschen werden. Aber nur durch harten Kampf wird dieser heiter glückliche Zustand von Rottmans Gefährten erstritten werden. Einen bitteren Erlöser verkündet er der Welt, der zum nahen Gericht ein feuriges Schwert in seinen Händen schwingt.

Von der fanatischen Rede Rottmans wild begeistert, stürmen die Wiedertäufer, an ihrer Spitze Knipperdolling, das Zeughaus; und ehe die Sonne sich neigt, sind die Schwärmer Herrn der Stadt.

Die Gottesstreiter lagern sich, von dem heissen Kampf erschöpft, um das nächtliche Feuer. Schwer senkt sich der Schlaf auf alle herab, und bald fesselt auch Divara tiefer Schlummer. Da fühlt sich Jan von einem Traum zurück in die Waldesgründe der Davert entführt. Welch' zauberisches Gesicht! Vor ihm thut sich eine schimmernde Bergeshöhle auf. Kronengeschmückt thront hier Divara als glänzende Gnomenfürstin; an der Seite der herrlichen Erscheinung aber grinzet ein dienender Kobold. Ein hässlicher Höcker und rotes, ruppigcs Haupthaar vollenden das Abstossende der widrigen Zwerggestalt. Horch! Wiederum ertönt ernst und hehr der Choral der Wiedertäufer, und Divaras bestrickendes Lied klingt hinein in den frommen Bussgesang. Es ist ein seltsames Durcheinandertönen streitender Stimmen. Bald siegt das Lied der verlockenden Zigeunerin, bald der fromme Pilgerchoral.

Jan öffnet die Augen. Siehe! Was ihm ein blosser Traum geschienen, es ist zum Teil Wirklichkeit. Am Feuer liegt Divara gelagert, und ihr zur Seite steht der widerliche Kobold, den ihm der Traum gezeigt hat. Der grellrote Feuerglanz der Fackeln giesst unstäten Glutschein über das Gesicht der Schlafenden. Die Lichter spielen schaurig um die gespenstische Erscheinung des dämonischen Weibes. Obgleich Jan bisher rein durchs Leben gegangen war und ein tiefer Abscheu vor der schlummernden Zigeunerin ihn erfüllt, so bedünkt es ihn dennoch,

„Als umgürte vor ihm dies Weib mit dämonischen Waffen
Sich, als ford're zum Kampf sie ihn, und als wäre der Wettkampf
Mit dem dämonischen Weibe fortan ihm die Lösung des Lebens;
Ja, als müsse der Kampf mit ihr fortan auch die Lösung
Werden in Sion.“

Doch in seiner Seele siegt das hohe Ideal, und indem er dem verführerischen Weib für immer abschwört, erwartet er in tiefem Sinnen das Hereinbrechen des Tages. Der Abscheu

gegen Divara steigt noch mehr, als eine schöne Familienscene in Knipperdollings Wohnung ihm die ganze abstossende Gemütsleere des weiblichen Dämons zeigt.

Inzwischen tragen die Flammenworte, wodurch Matthisson vom Morgen bis zum Abend seine Hörer fanatisch begeistert, reiche Früchte. Von aussen her füllt sich Münster mit Wiedertäufern; aber auch immer zahlreicher werden die dunkeln Söhne des Wandervolkes. In den Vordergrund tritt von nun an mit vererblicher Macht eine neue Gestalt. Krecking ist es, der seltsame, missgestaltete Zwerg, der einst so geheimnisvoll am nächtlichen Lagerfeuer vor seinen Augen aufgetaucht war. Dunkel war seine Abkunft; doch sah man den höckrigen Wicht stets inmitten der Zigeuner. Mit schriller, kühn einschneidender Rede, wie der homerische Thersites, drängte er sich stets kläffend hervor. Jetzt fordert er mit greifenden Worten die Vertreibung der Unbussfertigen. Indessen verkündet Matthisson, der nur im Tod der Selbstsucht und im Aufblühen werktätiger Liebe das Heil der Menschheit sieht, das Reich der Gütergemeinschaft. Da reisst ein Schwärmertaumel alle Hörer fort, und sie tragen ihre Schätze zu den Füßen des Propheten, während Krecking den Überfluss zu gemeinsamem Gebrauch auf das Rathaus bringt. Allenthalben beginnt das Werk der Zerstörung, an welchem Divaras braune Stammgenossen den regsten Anteil nehmen. Inwildem Fanatismus stürzen sie Bilder, kostbare Schriften in die Flammen. Grinsend schickt sich eben Krecking an, Ovids Göttergeschichten dem Feuer preiszugeben, da erscheint plötzlich Johann von Leyden.

Bis zu diesem Tage hatte der Jüngling in brütendem Träumen da gesessen. Vergeblich hatte er sich bemüht, die freudenlose Lebensauffassung Matthissons mit dem eigenen innern Drang zu vereinen. Zum ersten Mal tritt er jetzt als Sprecher auf. Die schwärmerische Begeisterung für die Schönheitswelt der Dichtung ist es, die ihm feurige Worte in den Mund legt. Beredt preist er das liebliche Licht, das aus den alten, dämmerigen Rollen neu erstand und heitern Schein über die düstere Welt verbreitete. Als das Leben traurig und trüb die Menschen diesseits der Alpen umgab, erklärt er, da war es jenes Licht der klassischen Dichtung, das männliches Gefühl von neuem wachrief und den dumpfen Sinn wieder erschloss. Liess man auch die Götterbilder der Alten in den Flammen lodern, so vermochte man dennoch nur ihr sterbliches Teil zu zerstören. Leuchtend mit verjüngtem Reiz entstiegen sie dem Flammengrabe wie der Phönix. Nun soll auch mit dem sionischen Geist die befreiende Schönheitswelt der Alten sich vermählen.

Diese Worte entflammen düstern Unmut in der Seele Matthissons, des Repräsentanten strenger, finsterer Entsagung. Nur diesem einen Pole des Lebens hatte im engen Kreise der Betrachtung sein Schwärmergeist sich zugewandt. Jan aber hatte die Lande durchwandert. «Jugendlich offenen Sinnes,» sagt er:

„Von wärmerer Sonne befeuert

Ward mir das Blut, und zerstreut hat helleres Blau mir die nord'schen
Nebel im Geist. So erschloss sich die Welt mir des Geistes und Herzens
Voll und ganz: nun glüh' ich nach *Einem*: zu schauen auf Erden
Endlich im *seligen Bunde vereinigt das Glück und die Tugend!*

Siehe, so spiegelt in dir sich anders, und anders in meinem
Geiste das Sionsreich! Bis hieher, Meister von Harlem,

Sind wir zusammen gewandert; nun aber, nun zweiet der Pfad sich
Dir und mir: so entfalten geschiedene Banner in Sion
Wir in ehrlichem Streit, und den Irrenden richte das Schicksal!“

Todbleich, mit rollenden Augen stand Matthisson da, als er die Gemüter wie durch heimlichen Zauber sich dem Jüngling zuwenden sah. Von nun an, da beider Wege sich trennen, beginnt Jan die Führerrolle im neuen Sion zu übernehmen.

Bevor jedoch der Jüngling mit der sionischen Königskrone auf dem Haupt vor den Leser tritt, lässt der Dichter eine wunderliebliche Idylle erstehen. Eine Blume, die auf ödem Feld prangend ihren Kelch erschliesst, ein Stern, aus dem Dunkel plötzlich hell aufleuchtend, so erscheint vor Jans Augen *Divaras Gegenbild: die reine Hilla*, die in stiller, gottbeseligter Weltabgeschiedenheit den ihr freventlich geraubten Seelenfrieden gesucht und wiedergefunden hatte. Bittere Enttäuschung hatte ihr eine erste Herzensneigung gebracht; jetzt aber, da ihr Blick in das herrliche Gemüt des Schwärmerjünglings fiel, da grünte und sprossste von neuem in ihrem Busen ein reicher Liebesfrühling. Gewaltsam fühlen sich die beiden verwandten Seelen zu einander hingezogen; und wie in einen wonnigen Traum verloren, vernimmt Jan nicht das Brüllen der feindlichen Kanonen vor den Thoren Münsters. Immer näher jedoch rollt der Schlachtendonner, und Jan reisst sich aus Hillas Armen. Indem er von der Lieblichen scheidet, nimmt er von ihr eine Rosenknospe als Talisman mit in den Entscheidungskampf.

Wie in Bürgers wildem Jäger der Ritter mit dem milden Frühlingsangesicht und der finstere, unheimliche Verführer sich um den Helden der Ballade streiten, so kämpfen auch um Jan von diesem Augenblicke an *Hilla und Divara: der Engel und der Dämon*. Aber nur kurze Zeit währt dieser Kampf; allzu früh musste die sanfte Hilla der düstern Gegnerin den Platz räumen.

Kaum hat Jan den Markt betreten, so sieht er, wie das weisse Ross des Propheten Matthisson mit flatternder Mähne ziellos den Platz durchschweift. In wahnwitzigem Verzweiflungskampf ist der Gemahl Divaras gefallen. Mutig wirft sich der Jüngling dem wilden Renner entgegen, schwingt sich auf denselben, ergreift das sionische Banner und entrollt es in den Lüften. Vorn im Kampfesplan wüten furchtbar Jan und Divara. Gaukelnd, wie durch einen Zauber geschützt, bewegt sich die Zigeunerin inmitten des Kugelregens und der Speere. In wilder Schöne, hoch zu Ross dahinfliegend, erscheint sie bald verlockend und schrecklich zugleich, wie Scheffels hunnische Streiterin Erica, bald wie ein germanisches Mannweib, das verwundete Gefangene den Göttern opfert. Dem homerischen Lichtgott gleich waltet indessen Jan auf dem Schlachtfeld. In der Rechten schwingt er das Schwert, in der Linken hält er das Sionsbanner. Wo nur immer der Jüngling mit dem leuchtenden Antlitz den Sionsstreitern in der Kampfeschwüle erscheint, da weht es erquickend wie Palmenhauch in ihre Herzen.

Der Sieg ist errungen. Kinder, Frauen, Greise werfen sich, Verzückten ähnlich, dem Zug der heimkehrenden Sieger in den Weg. Duftende Blumenkränze regnet es allenthalben auf den stolzen Renner Jans. Da begiebt sich plötzlich ein grosses Wunder. Aus der schwärmerisch berauschten Menge stürzt der verrückte Duseschur, den alle in Münster als stumm gekannt, hervor mit dem Ruf: «Heil dem strahlenden *König von Sion!*» Ein Erbeben, dem

Fieberschauer ähnlich, läuft bei diesem Ruf durch das ganze Volk. Alle wenden den Blick auf Jan; es ist ihnen, als rausche über ihrem Haupt der Fittich eines neuen Geschickes. Überall ertönt das Geschrei: «Heil ihm, dem König, Heil dem erstandenen König von Sion!»

Als König herrscht bereits Jan in Münster; nur fehlt ihm noch die Krone. Da siehe! Jungfrauen bringen Ehrengaben auf Purpurpolstern, und Rottman setzt dem Jüngling das Diadem aufs Haupt. Nun ist die Zeit gekommen, wo er den Träumen, die er so lange still im Herzen genährt, nach aussen hin Wirklichkeit geben soll. Als wäre er mit seiner Würde geboren, so wendet er sich mit ruhiger Hoheit an die jauchzende Menge und entwickelt ihr seine stolzen Herrscherpläne, die in leuchtender Klarheit, nicht mehr in traumhaftem Dämmerlicht, vor seinem Geiste stehen:

„Eine Stütze dem Glücke,“ erklärt er,

„Unter den Menschen, und allem, was schön und edel auf Erden,

Will ich bereiten — ein Eden für Seel' und Sinne! Versammeln

Will ich in Sion die Weisen, dass kühn der umdunkelten Wahrheit

Schleier sie lüften; dass mutig und unablässig sie sinnen,

Wie zu verbannen die Übel; und dass sie forschend uns lehren,

Wie die Natur wir bezwingen, die Kräfte der Höhen und Tiefen

Zähmen für unseren Dienst! Werktüchtige Bildner und Künstler

Will ich versammeln in Sion, damit auch diese das Dasein

Heiter beleben und schmücken und wonnig die Herzen befeuern!

Gleich wie die Lindwurmbrut hinweg mit den Sümpfen geschwunden,

D'rin sie gehaust, so wird aus dem Leben das Hässliche schwinden

Und das Gemeine hinweg im Strahle des goldenen Lichtes!

Dann wird Tugend und Lust und Himmel und Erde verschwistert

Sein für immer! Und wenn wir erfüllt, Sioniten, die Sendung,

Unter uns selbst entfachend und nährend das göttliche Feuer,

Welches die Herzen erwärmt, und die Häupter erhellt und zur gleichen

Zinne des Lebens uns hebt, dann wird die sionische Lehre

Sich wie ein fegender Sturm hin über die Länder verbreiten:

Und bald werden vor ihr die Gewalten der Erde sich beugen

Und sich reichen die Hände zum ewigen Frieden die Menschen!

So vollenden sich wird es im Schosse verbrüderter Völker,

Was wir begannen zu Münster!“

In edler Begeisterung, die Stirne von dem Zeichen des Genius umstrahlt, hatte der Jüngling gesprochen. Allen erschien er wie der Erkorenen einer, die der aufwärts strebenden Meereswoge gleichen. An der Klippe rauscht sie empor und schmückt sich stolz mit der funkelndsten Schaumkrone, ehe sie in Nichts vergehend, zu ihren ungekrönten Schwestern zurücksinkt. Nur ein Wesen wird von dem allgemeinen Rausch nicht erfasst. Es ist jene uralte, auf den Rathausstufen kauende Bettlerin, deren unaufhörliches Flehen: «Und führe uns nicht in Versuchung!» wie eine unheilverkündende Warnung in die stolzen Herrscherpläne Jans hineinklingt. Auch die Liebe bringt dem neuen Fürsten ihren Tribut. Die reine, herrliche Hilla reicht ihm einen Kranz weisser, blühender, mit Lorbeer durchflochtener Rosen. Doch

der Glückliche hat den Blick tödlichen Hasses nicht bemerkt, der die Kranzspenderin aus Divaras Augen trifft. Nachdem Jan die königlichen Ämter unter seine Getreuen verteilt und Boten des sionischen Evangeliums in alle Welten ausgesandt hat, versinkt er wieder in tiefes Träumen. Hat er ja die Bahn betreten, die ihn aufwärts zur erhabensten Warte des Glückes und des Ruhmes, aber auch abwärts in schwindelnde Tiefen führen kann. Wird er in den Augen der Nachwelt als ein *König* oder als ein *Gaukler* erscheinen? Darüber wird allein die launig bewegte Braue der Glücksgöttin entscheiden. Soll er sich selbst einen Gaukler oder einen König nennen? Auch darüber giebt ihm sein Inneres keine Antwort. Trotzdem ist sein Entschluss gefasst, seine kühnsten Träume zu verwirklichen.

Münster ist gleichsam ein Stück Erde, das ihm zugefallen ist. Auf diesem Eigentum, verkündet er, will er säen und ernten und die Keime sich entfalten lassen, wie sie so oft bereits von den Sternen in die Seele der Dichter gefallen sind und nie bisher noch zum blühenden Leben sich erschlossen haben.

Zahlreiche abenteuerliche Gestalten drängen sich um den neuen Herrscher. Tylan, der einäugige Riese, übergibt ihm das Schwert zur Gründung des tausendjährigen Weltreichs. Goldschätze und nie alternde Jugend verheisst ihm durch seine magische Kunst der Zauberer Agrippa. So viele Pläne schwellen seine Brust und entflammen seine Seele, dass ihm vor der hohen Aufgabe schwindelt und er nach Ruhe und Kühlung lechzt. Da erscheint, wie gerufen, Lips van Straaten, der Schalksnarr. Jan ernennt ihn zum lustigen Rat, der mit der leichtfertigen Rede des Narren ihn an die Schrancken alles Menschlichen und an den ewigen Wandel der Erdendinge erinnern soll.

In rauschendem Triumph ist Jan von den Wiedertäufern auf den Königsthron erhoben worden, der gemäss verbriefter Rechte dem Fürstbischof von Waldeck gehört. Und schon erscheinen Abgesandte des entthronten Herrschers. Wie wird der neue König von Sion sich gegen den Vorwurf usurpierter Würde schützen können? Das Recht der Menschheit, sich neu zu gestalten, erklärt er stolz den Boten, ist älter als jedes erworbene Recht. Wie zu unsern Füßen die Blumen, die Sterne über unserm Haupte wechseln, so ist das Menschheitslos urewiges Wanken und Schwanken.

„Was hilft's,“ ruft er, „sich unter die Räder der Zeit zu werfen?

Was nach Erneuerung ruft, wenn siechend erstorben das Alte,

Stimme des Geistes der Welt ist das, tief innerster Antrieb,

Welcher, sich halb nur bewusst, vollzieht einen göttlichen Ratschluss.

Sehet, so steh' ich vor euch, ein Verkünder der ewigen Rechte,

Glühend zum Streite gerüstet und wissend, *ich bleibe doch Sieger,*

Auch wenn ich falle, vor euch!

Mächtig ist *Eins* nur auf Erden: *die wallenden, ewigen Mächte,*

Welche die Völker bewegen.“

In düsterm Zorn erglühend, fordert der Bote Jan auf, den Thron zu verlassen und bezeichnet als eiteln Komödienkönig jeden, der nicht die Herrschaft führt nach uraltem heiligem Recht. Der so Geschmähte richtet sich auf in seiner ganzen Würde. Er erinnert an den König David, den Gott von der Herde zur Führung seines Volkes berufen. Von dem Markt,

fügt er hinzu, wird das Volk sich den König holen, wenn nur Weichlinge und Thoren mehr auf dem Thron sitzen. So ist auch Jan ein König, weil königliches Wollen in ihm lebt; weil er sich stark und mächtig weiss allein

„Durch den heiligen Einklang
Mit dem erhabenen Drang, der gemeinsam alle befeuert.“

Sogleich legt er den schimmernden Popanz des Purpurmantels und der Krone von sich. Als Mensch nur redet er zu Menschen; aber obgleich er schmuck- und glanzlos jetzt vor den Boten steht, so bleibt er dennoch ein König. Keiner kann die Macht und den Zauber seines Blickes ertragen. Stumm und grollend schleichen sich die Abgesandten Waldecks aus Münster.

Wie in einem Traum wandelnd, ist Jan von Stufe zu Stufe bis zum Thron gestiegen. Erst war er nur als Komödienkönig unter der Gauklerschar erschienen; in der wüsten Davert war er von Matthisson zum Gottesstreiter geweiht worden; von jetzt an galt er als einer der Erkorenen unter den Wiedertäufern; und als der Prophet in wahnwitzigem Kampf den Tod gefunden, da setzte Rottman dem Jüngling die Königskrone von Sion auf das Haupt.

* * *

Im Vorhergehenden ist bereits die herrliche, einer dramatischen Exposition ähnliche Einleitung zur Handlung des «König von Sion», wie sie im ersten Gesang gegeben ist, hervorgehoben worden. Allerdings schreitet die Erzählung im gemessenen, majestätischen Gang des Epos vorwärts, aber auch den Pyramidenbau der steigenden und fallenden Handlung teilt sie ganz mit dem Drama. Den Höhepunkt bezeichnet der eben analysierte fünfte Gesang «der König». Noch eine andere Eigenart hat dieses Epos mit dem Drama gemeinsam: die psychologische Vertiefung der Gestalten. Allerdings darf auch diese dem Epos nicht abgehen; wenn wir auch zugeben müssen, dass die objektiv vor unsern Augen sich abrollende Welt der Thaten hier den Schwerpunkt bilden soll. Gross und gewaltig ist unleugbar die Handlung in dem «König von Sion»; aber sie tritt ganz in den Dienst eines *philosophisch-psychologischen Problems*. Wie im «Ahasver in Rom», so ist auch in diesem Epos nicht die That, sondern der Thäter dem Dichter Hauptsache. Auch hier tritt die Eigenart der Muse Hamerlings hervor, dass sie, wie er im «Epilog an die Kritiker des «Ahasver» bemerkt, beim flüchtigen Kommen und Gehen der Gestalten ihre Rechnung nicht findet; sondern sich in ihre Helden vertiefen, die Herzschräge, die Lebenspulse derselben im wilden Wirrwarr und Lärm der Begebenheiten heraushören will.

Durch der Bau der Handlung und die psychologische Vertiefung der Gestalten teilt demnach der «König von Sion», ohne die Eigenschaften des Epos einzubüssen, vieles mit dem Drama. Am treffendsten möchte man wohl die bis jetzt analysierte Handlung mit derjenigen der *Wallensteintrilogie* bis zur Unterhandlungsscene mit Wrangel vergleichen. Sollte auch eine solche Zusammenstellung manches Unähnliche ergeben, so wäre sie doch wiederum geeignet, über die Gestalt Jans und die Idee der ganzen Dichtung klares und reiches Licht zu verbreiten.

In ihrem Herzen tragen die Helden beider Werke das *Traumbild königlicher Hoffnung*, dessen Verwirklichung sie der Schicksalsgunst und den wunderbaren Fügungen ihrer an ungeahnten Begebenheiten überreichen Zeit anheimstellen. Wie Gestalten aus einer fremden, geheimnisvollen Welt überragen beide ihre flache Umgebung. An die Sterne knüpft Wallenstein sein Schicksal; aus ihrer Höhe winken sie ihm Glück und Segen hernieder; er selbst gleicht ihnen in wunderbarer, ewig unbegriffener Bahn. So blickt auch alles voll ehrfurchtsvoller Scheu zu dem Jüngling mit der hell umleuchteten Herrscherstirn empor. Beim ersten Erscheinen vor Matthisson fällt es dem Propheten wie ein Lichtstrahl in die Seele, dass Jan ein auserlesenes Gefäss göttlicher Huld sei. Wie Wallenstein hat auch der Schwärmer von Leyden das Bewusstsein seiner hohen Bestimmung, da er sich Divara gegenüber selbst als König bezeichnet, dessen Reich an den Ufern des Jordan liege. Allerdings ist Jan jener kalte Egoismus des Schillerschen Helden fremd, der nur immer sich selbst will und grausam alles zerstört, was in seine Kreise tritt. Ein reines Ideal von Menschenglück erfüllt vielmehr ganz seinen Geist, Wäre es jedoch Wallenstein, anstatt schmähsch zu verderben, vergönnt gewesen, die winkende Königskrone zu fassen, so hätte auch er, wie Jan, als höchstes Ziel den Ruhm eines völkerbeglückenden Friedensfürsten erstrebt.

Vor allem ist beiden Helden jene *angeborene Grösse des Geistes und Willens* eigen, womit sie selbst ihr königliches Streben rechtfertigen. Was Max von Wallenstein rühmt, dass er mit aller Kraft ausgerüstet sei, dem Herrschtalent den Herrschplatz zu erobern, gilt in dem gleichen Grade von Jan. Und wenn die Gräfin Terzky den zaudernden Helden zu mutigem Entschluss anspornen will mit dem Hinweis, dass in Zeiten grossen Umschwungs der bedeutende, willensstarke Charakter berechtigt ist, gewaltsam das Scepter an sich zu reissen, so weiss die Ränkevolle wohl, dass sie mit diesen kecken Worten eine wiederhallende Saite in Wallensteins Gemüt berührt und dessen eigene Gedanken an das Licht des Tages kehrt. Die Antwort Jans an die Gesandten des Fürsten von Waldeck, welche den Jüngling als einen Komödienkönig bezeichnen, ist wohl kaum etwas anders als eine glänzende Paraphrase zu den Worten von Wallensteins Schwägerin. Auch wenn Jan den schimmernden Popanz der fürstlichen Insignien ablegt, als Mensch sich dem Menschen gegenüberstellt und allein den Zauber seiner machtvollen Persönlichkeit wirken lässt, erinnert er an den Schillerschen Helden, der, von seinen Feldherrn schnöde verlassen, sich einem entlaubten Stamm vergleicht, in dessen Mark jedoch die schaffende Gewalt lebt, die sprossend eine Welt aus sich geboren.

Wie in einem Traum dahin wandelnd, sehen beide Helden sich gleichsam *unbewusst vor einen grossen Augenblick der Entscheidung geführt*. An Wallensteins Thüre pocht der schwedische Unterhändler; Rottman setzt Jan die dem rechtmässigen Besitzer entrissene Krone von Münster aufs Haupt. Beide haben schauernd in die geheimnisvolle Urne des Geschickes gegriffen. Was lange im verschlossenen Winkel ihres Herzens still geschlummert, wird nach aussen hin in die That umgesetzt; es gehört, nach Wallensteins Worten, jenen tückischen Mächten an, die keines Menschen Kunst vertraulich macht. Wird Wallenstein als ein anderer Cäsar in der Weltgeschichte glänzen oder als schwarzer Verräter von ihr gebrandmarkt werden? Das ist die bange Frage, die sich der Ehrgeizige stellt, als er sich an der schmalen Grenze befindet, die zwei Lebenspfade trennt.

Nachdem sich Jan von dem schimmernden Königsthron in die einsame Halle des Palastes zurückgezogen hat und nun mit sich allein ist, da erfasst auch ihn, wie Wallenstein, die Grösse dieses Momentes. Wie jener, versinkt er in brütendes Sinnen. *Zwei Wege* öffnen sich vor ihm: *der eine führt zu Glanz und Ruhm, der andere in schwindelnde Tiefen*. Eine Laune der Glücksgöttin wird entscheiden, ob die spätern Geschlechter ihn Gaukler oder König nennen werden. Aus diesem bangen, ahnungsvollen Träumen erheben beide sich zur That.

Überraschend schnell war für beide ein *märchenhaftes Glück*, gleichsam über Nacht, aufgeblüht. Aber nur allzu treu malt sich ihr Geschick in dem Bilde der an einsamer Klippe emporrauschenden Meereswooge, die auch nur einen Augenblick sich mit der funkelnden Schaumkrone schmückt, um im folgenden, gleich ihren ungekrönten Schwestern, zu zerrinnen.

* * *

Kaum trägt Jan die Krone von Sion, so beginnen auch schon seine leuchtenden Ideale zu verblassen.

Frostige, düstere Herbstnebel umziehen draussen die Zinnen der Stadt Münster. Der Wind entblättert die Bäume. All die Schwermut der in sich versinkenden Natur schleicht tief und beängstigend in das Herz des noch jüngst so hoffnungsfreudigen Königs. Vor seinen trüb umflorten Geist tritt das Bild Hilla. Wie ein Alpdruck lastet auf ihm die bange Sorge um das teure Haupt der Geliebten.

Schon erhebt die hässliche Zwietracht ihr Haupt im neuen Sion; Boten bringen die Kunde, dass die ausgesandten Scharen der Wiedertäufer ein klägliches Ende gefunden haben. Aber der König fordert kühn das Schicksal in die Schranken; und, stolz auf die Kraft seines Willens, spottet er der Hemmnisse, die sich ihm auf dem Wege nach dem Ziel entgegen stellen.

Da trifft plötzlich ein entsetzlicher Schlag sein Herz. Männer tragen einen Sarg vor den König, und als sie den Deckel desselben abheben, blicken dem Jüngling die starren Augen der bleichen, entseelten Hilla entgegen. Wie Judith, hatte die leblos vor Jan liegende Jungfrau den Feind ihres Volkes im eigenen Lager ermorden wollen. Aber sie hatte nicht vermocht, ähnlich der biblischen Heldin, den schlafenden Feldherrn zu töten. Vielmehr war in dem Augenblick, wo sie den Streich gegen ihn führen wollte, mit Allgewalt die Leidenschaft für den verhassten und doch so heiss begehrten Gegner in ihr erwacht; und sie hatte den Stahl gegen die eigene Brust gezückt. Mit Hilla ist die Blume aus dem Leben Jans hinweggeschwunden. Fortan kann dem Armen kein irdisches Glück mehr blühen. Ist jedoch die Tote für ihn kein Glücksstern mehr, so soll ihm ihr Bild still leuchten als ein Leitstern voll ruhigen Glanzes.

Aber kaum hat die Gruft des alten, ehrwürdigen Domes in Münster sich über Hilla geschlossen, so ist es, als striche ein veränderter Luftzug, die Menschen entseelend und das irdische Leben entgötternd, durch die Strassen der Stadt. Rasch hatte sich der missgestaltete

Zwerg Krechtling einen gewaltigen Einfluss in dem neuen Sion erschlichen. Allmächtig bereits erscheint er; nur Divara lenkt ihn durch geheimen Zauber. Feufrig verlockend lächelt Divara; eisig frech grinst Krechtling. Vor dem Anblick des unheimlichen Paares flieht das Leben scheu in den innersten Winkel des Herzens. Krechtling erscheint wie Divaras Vorläufer. Bahnbrechend eilt das kalte Grinsen des Wichtes dem bestrickenden Lächeln des geheimnisvollen Zauberweibes voraus.

Bereits hat Krechtling in dem Rat der sionischen Männer einen Beschluss zur Einführung der Vielweiberei in Münster durchgesetzt. Dem reinen, edlen Gemüt des Königs widerstrebt die jegliche Menschenwürde tief verletzende Neuerung. Da er jedoch in Sion *keine unumschränkte Einzelherrschaft* zu gründen, sondern auf den irregeleiteten Volkswillen zu achten entschlossen ist, so gibt er die Abstimmung frei, und der Antrag des hämischen Krechtling trägt den Sieg davon. Bitter lächelt der Jüngling bei der Wahrnehmung, wie rasch und eng im neuen Sion Schwärmersinn, herzlos rechnender Alltagsverstand und lüsterne Frechheit sich befreunden. «O Menschengeschlecht!» ruft er mit Ekel erfüllt,

„Wie der Sonne
Kuss mit dem Anger die Blumen, mit schlammigem Sumpfe die Pest zeugt,
So am Himmel des Geistes auch leuchten die grossen Gedanken,
Aber ihr Strahl, meist trifft er in irdischen Herzen nur wüsten
Schlamm, und so weckt statt Blüten des Himmels er gährende Fäulnis!
Hat nichts Hohes Bestand? Wo Hoffnungsreiches hervorsprosst,
Träumt man, es werde gedeih'n, fortzuegend sich immer veredeln:
Aber als Erstlingsgeburt, was bringt es? Das eigene Zerrbild!
Liegt ein ewiger Fluch nicht über dem Hohen und Reinen?
Selber das Reinste der Erde, die Flamme, gebiert nur ein trübes
Kind, den Rauch, den es qualmend zum ewigen Himmel emporschickt!“

Aus dem Himmel der Liebe und der hehren Träume plötzlich in das ekle Alltagsgetriebe des Menschenlebens herabgestürzt, vergleicht sich Jan mit Moses, der auf den Höhen des Sinai in beseligender Anschauung mit dem Herrn verkehrte und beim Herniedersteigen eine sinnlose Menge das goldene Kalb umtanzen sah. Bitter erkennt der Enttäuschte seine Ohnmacht. Den Himmel hatte er kühn erstürmen wollen, aber es hatte nicht der zermalmenden Kraft des Blitzstrahles bedurft; nein, durch den giftigen Stich einer tückischen Wespe war ihm die Hand gelähmt worden, und der verwegene Erdensohn musste seine hohen Entwürfe schmachvoll scheitern sehen. Seit jenem dunkeln Tag, der ihm die geliebte Hilla entrissen, ist sein Stern erblichen. Dennoch beschliesst er, dem Schicksal zu trotzen. Bleibt ihm ja ein Trost, dass er den ihn umgebenden Wust mit *reiner* Stirn überragt und die schnöde Welt *verachten* kann.

* * *

Dieser Entschluss Jans bildet *die erste der niedersteigenden Stufen* in dem psychologischen Prozess, den der Leser bis jetzt in dem Herzen des einst so hochfliegenden Träumers verfolgt hat. Die Trübung seines reinen Gemütes machte sich bemerkbar, sobald der Rausch der Krönungsfeier verhallte. Seit diesem Augenblick bereits ist die freudig begeisterte

Stimmung kalt angeweht von dem Hauche der über Sion schwebenden Herbstnebel. «Gross ist die Zeit und gewaltig,» so hatte warnend der Prophet dem Jüngling zugerufen, als dieser ihm seine Hoffnungen enthüllte. «Doch wehe,» hatte er hinzugefügt, «wenn unsere Herzen rein nicht sind!»

Diese *Herzenseinheit*, die bis dahin die Kraft Jans gewesen ist, beginnt sich immer mehr und mehr zu *verdunkeln*, wie klares Quellwasser, das munter dem Felsspalt entquillt und dann in tragem Lauf sich über schlammiges Erdreich ergiesst. Gleich der Schillerschen Jungfrau von Orleans war Jan, von irdischem Verlangen unberührt, seinem hohen Ideal treu geblieben. Aber wie die schwüle Hofluft allmählich das Herz der Gottesstreiterin trübte, die sündigen Flammen eitler Erdenlust in demselben erwachten, so fühlt auch Jan mehr und mehr den wachsenden Einfluss eines bösen contagium. Das unheimliche Paar Divara-Krechting übt seine dämonische Macht. Die zersetzende Wühlarbeit des letzern in Münster könnte wohl am treffendsten durch folgende Worte Paulsens über die Natur des Mephistopheles bezeichnet werden: «Will man den Charakter des Mephistopheles mit einer Formel aussprechen, so kann man sagen: sein innerster Kern ist die Lust am Gemeinen oder, in negativer Fassung, die vollständige Unempfänglichkeit für alles Hohe, Reine, Edle. Im Gemeinen ist ihm wohl, und er zieht alles ins Gemeine, die Dinge mit spöttischem Witz oder höhnischer Grimasse ins Gemeine herabdrückend, die Menschen mit allerlei Berücksungs- und Lügenkünsten die Strasse der Gemeinheit sachte herabführend. Er ist gemein, er sieht gemein, er macht gemein.» In dieser Weise wirkt der missgestaltete Diener Divaras im neuen Sion dem hohen Idealisten entgegen.

* * *

Einsam grollend sitzt Jan in der abendlichen Dämmerstunde in seinem Palaste. Da tritt ein geheimnisvoller Bote herein und bittet den Jüngling ihm zu folgen, um den letzten Willen des toten Propheten zu vernehmen. Durch öde Gassen, durch spukhaft düstre Gänge und Türme schreiten sie im nächtlichen Grauen dahin, bis der geheimnisvolle Führer Jan in einem matterleuchteten Gewölbe zurücklässt. Unheimlich umweht es Jan wie einst in den düstern Moorgründen der Davert. Das Schillern der verwitternden Steinwände erglänzt wie gespensterhaftes Grinsen. Phantastisch schreckhaft regt es sich in der Dämmerung, und satanisch leise erklingt höhnisches Gekicher. Nachdem sein Auge sich etwas an das Dunkel gewöhnt, dämmert im entferntesten Grunde des Gewölbes ein zauberhaftes Bild vor seinen Blicken auf. Die Theorbe in der Hand haltend, erscheint Divara, ganz so wie einst in der Davert. Sie erhebt sich und verkündet Jan, dass er jetzt aus ihrem Munde die letzten Worte des toten Propheten hören werde. Aber trüb ahnungsvoll, mit umwölkter Stirn entgegnet Jan:

O, ihn preis' ich beglückt, den Begeisterten, dass er gefallen,
Ehe der Stern von Sion sich neigte zu raschem Hinabgang,
Eh' zur schmutzigen Erde, dem Kot sich vermählend, die weisse
Schnee-Glanzflocke gesunken des himmlischen reinen Gedankens!»

Wie eine schmeichelnde Sklavin mahnt ihn jedoch Divara, den hohen Ideen zu entsagen und das Glück, das ihm in den Schoss gefallen, freudig zu geniessen. Mit feurigen Worten

beschwört sie den Jüngling, er möge sie zur Lebensgefährtin wählen und ehe das Verhängnis eingebrochen, die beseligende Wonne der Liebe an ihrer Seite kosten.

Ein Lächeln bitterer Verachtung umspielt Jans Lippen bei den Lockungen des lüsternen Weibes. Noch trägt er ja an seinem Busen die halberschlossene Rosenknospe, jenen Talisman, den er einst in der schönsten Stunde seines Lebens von der reinen Hilla empfangen. Die Knospenhülle schirmt die zarten Blätter. Sind diese auch im Tod erstarrt, so will Jan sie doch zeitlebens an seinem Busen tragen. Weder um die Witwe des Meisters von Harlem, noch um ein anderes Weib gedenkt er je zu werben. Höhnisch lächelnd wähnt Divara, Jan verschmähe ihre Liebe, weil sie von niederer Abkunft sei. Sie enthüllt ihm, dass das uredelste Blut, dessen der Gaukler von Leyden sich nicht zu schämen habe, in ihren Adern rollt. Auf ihren Ruf erscheint ein zitternder Greis und erzählt eine düstere, grauenvolle Geschichte, die sich vor siebzig Jahren zu Borkum im westfälischen Lande zugetragen.

Eine finstere Vision erhebt sich jetzt vor dem schauernden Geist des Alten: das Bild eines unheimlichen Blutgerüstes auf der Mitte des Marktes. Während fliegende Wolken am Mond vorüberziehen, umscharen finstere Männer mit rotglühenden Fackeln das schauerliche Gerüst. Auf diesem kniet der letzte Herzog des braunen Wanderstammes. Der Henker beugt ihm das schwarzumlockte Haupt auf den grausen Block, während die Fackelträger das Schauspiel grinsend betrachten. Da tönen zwölf Schläge vom Stadtturm, und mit dem letzten fällt das lockige Haupt des edlen Herzogs. Aber in dem bleichen Antlitz bleiben die schwarzglänzenden Augen starr geöffnet; wie racheverlangend zuckt noch ein Lächeln um die Lippen. Die Seher des Wanderstammes verkünden seitdem, dass einst die Enkel den Mord des Herzogs rächen werden und *sein letzter Spross die Königskrone in Münster tragen soll*.

Dieser letzte Spross des enthaupteten Herzogs ist Divara.

In glühendem Rachedurst stets jenes schauerlichen Bildes eingedenk, waltet sie am Tage in Münster als die mutigste Tochter von Sion; die Nacht aber feiert sie mit ihren Getreuen in dem unheimlichen Turm. Da schmückt die Krone des braunen Wanderstammes ihr Haupt; die freien Söhne des Ostens schlingen dann den wilden Reigen um ihre Herrscherin und schwören den Mördern des edlen Horkan glühende Rache. Wie Zaubergewalt mit dem Leben der freien Kinder der freien Natur innig verwebt ist, so sind auch Divara unheimliche Naturkräfte kund.

Plötzlich umhüllt dichte Finsternis den Raum, in welchem Jan sich befindet. Dann flackert mit einem Mal aus tausend riesigen Lampen blendendes Licht. Wie Sterne am Himmelsgewölbe blitzen, sprühen, funkeln überall die Steinwände. Aber all den sinnverwirrenden Zauber überglänzt Divara im schimmernden Prunk der Perlen und Edelsteine. Den Thron, auf dem sie ruht, umwirbelt, beim hellen Klang der Zimbeln und dem dumpf schwirrenden Sausen des Tamburins, der tolle Reigentanz einer trunkenen, braunen Mänadenschar. Mitten in dem Taumel entreisst eine kecke Bacchantin Jan Hillas Talisman, und die Rosenknospe wird zum Fangball in dem ausgelassenen Reigen. Endlich, überwältigt von der Naturgewalt, die aus dem dämonischen Weibe spricht, ruft Jan:

„Fürwahr, hochstrebenden Sinnes

Bist du und stolz, o Weib — und der Stolz, zu herrschen verdient er!

Sagt' ich zu herrschen? Vergib, ich meinte die Krone zu tragen!

Klein und schal und verächtlich ist alles geworden in Sion:

Du nur, Divara, stehst vor mir als gewaltiges Bild noch,

Das zur Betrachtung mich reizt — nicht Ekel, nur Schauer mir abzwingt! —

Mag, wenn das *Hohe* gescheitert, Ersatz noch das *Grosse* mir bieten!

Königsenkeln du! Wohlan! hinziehe mit deinem

Königsfolge, hinaus auf den offenen Markt aus dem Turme,

Dass dir huldige das Volk! Mir aber, du Schöne, mir hoffe

Anderes nimmer zu sein, als *Genossin des prunkenden Thrones!*

Nimmer bethört mich ein Weib!“

Den Wettkampf, den Jan mit Divara bereits in der Davert begonnen, will er von neuem aufnehmen. Er fordert das Weib auf, alle seine dämonische Macht zu entfalten. Ihn belebt die stolze Zuversicht, dass Divara nie vermögen wird, den Schauer in seinem Herzen zu tilgen, den die unheimliche Flamme ihres Auges in ihm erweckt.

Klingen diese hochtönenden Worte nicht, als seien sie bestimmt, eine bange Ahnung, ein tiefes inneres Weh gewaltsam zu übertäuben? Erinnern sie nicht an das leidenschaftliche Verlangen der Jungfrau von Orleans nach der Aufregung des Kampfes, als sie unmittelbar vor ihrem Fall die fortschreitende Trübung ihres Herzens wahrnimmt? Stürmisch drängt es sie, die Kriegsdrummete zu hören; es presst und ängstigt sie die Waffenstille. Eine geheimnisvolle Macht treibt sie fort, gebieterisch mahnend ihrem Schicksal zu. So vernimmt auch wohl Jan, als er feierlich Divara mit all ihrer dämonischen Gewalt in die Schranken fordert, in seinem Busen die beängstigende Prophetenstimme, die ihm das Nahen seines Geschickes verkündet.

Innerlich und äusserlich bekundet sich der Fall des einst so hochfliegenden Schwärmers.

Bereits ist er von der feurigsten Menschenliebe zur Menschenverachtung herabgesunken. Wie in der Natur das fröhlich sprossende Leben des Frühlings, das kraftvoll sich entfaltende des Sommers in der Schwermut des Herbstes wehmütig und müde in sich selbst versinkt, so zieht auch erkältender Herbstnebel in Jans Herz ein und ertötet mit seinem Hauch in demselben das reich sprossende, warme Leben. In dem Masse aber wie Jans Ideale trüb verblassen, wächst beängstigend die Macht der braunen Divara. Schmerzvoll sieht der Jüngling bereits das Edle, Hohe gescheitert; aber Bewunderung ringt ihm gegen seinen Willen Divaras unheimliche Grösse ab. Einst hatte er mit einem Gefühl unsagbaren Abscheus und Grauens die stolze Tochter des edlen Zigeunerherzogs Horkan von sich gestossen; jetzt bietet er ihr, allerdings ohne ihr die Rechte der Gattin zu gewähren, die Seite des Königsthrones.

Indessen ist Krechting unablässig bemüht, in Sion alle jene dämonischen und finstern Mächte zu entfesseln, welche stets beim gewaltsamen Umschwung der Dinge zu erwachen bereit sind. Mehr und mehr enthüllt sich der höckerige Kobold, ähnlich dem Uhu in «Dreizehnlinden», als *der Repräsentant des eigennützig, kalt berechnenden Sophistengeistes, dessen Hauch Seele und Gemüt entgöttert*. Bereits hat er in Münster Rückkehr zu dem Urstand der

Natur gepredigt; die Sioniten treten ihre Menschenwürde mit Füßen und verfallen tierischer Rohheit.

Immer rascher entgleitet das Scepter Jans Händen; überall erhebt die Empörung ihr widriges Haupt; der wirkliche König in Münster ist der hässliche Kläffer Krechting. Wohl fühlt Jan in sich die Kraft, die aufgeregten Wogen zu besänftigen; aber er sieht seine Hände durch einen Schwur, den er einst in der Stunde der Begeisterung gethan, verhängnisvoll gefesselt. Als er nämlich das Reich des neuen Sion gründete, da sollte in diesem Reich brüderlicher Liebe jeglicher harte Zwang ausgeschlossen sein. Glutstrahlen eines höheren Lichtes sollten alle erwärmen und erleichtern; nur dem innern Lichte die Sioniten nachleben. Jüngst noch hatte Jan seinen Willen als eins mit dem des Volkes empfunden und sich durch diese Einheit zu jedem Siege stark gefühlt. Ein Reich der Freiheit, so hatte er sich das neue Sion gedacht: ein Reich uneigennütziger Liebe und des reinen Wandels im Licht.

Heftiges Büchsengeknatter unterbricht das Brüten des Königs. Auf Krechtings Anstiften morden, nach gemeinsamem Ratschluss, die von unbändigem Neuerungsstaumel hingerissenen Sioniten ihre treu in den alten Bahnen beharrenden Brüder. Den Ruchlosen vermag Jan nicht zu wehren. Mehr und mehr widert ihn das Rohe, Flache und Schale seiner Umgebung an. Über all diesem ekelnden Treiben ragt Divara gross und mächtig hinaus. Und die einst so tief Verabscheute, sie übt in ihrer dämonischen Erscheinung auf Jan einen tückischen, aber unwiderstehlichen Zauber. Niemals zwar kann er Divara lieben, wie einst die sanfte Hilla. Er hasst vielmehr die ruchlos blickende Verführerin. Wie ein seltsames Rätsel erscheint sie ihm, das ihn zur Lösung reizt und das, so ahnt er, ihn mit wachsendem Schauer vor der Unheimlichen erfüllen wird.

* * *

Der wehmütige Gedanke Jans an die reine Hilla und an die abgrundtiefen Rätsel, die ihm Divaras Brust verbirgt, steht im schönsten Einklang mit Hamerlings in den «Stationen meiner Lebenspilgerschaft» entwickelter Theorie über die *Doppelnatur des Weibes: den Engel und den Dämon im Weibe*. Allerdings spricht er dort nur von dem Verhältnis desselben zu dem Dichter. Ist aber der ideale Schwärmer von Leyden etwas anders als ein Dichter?

Über die erste, von Hilla verkörperte Seite der weiblichen Natur sagt Hamerling: «Das Weib trägt, namentlich in den jüngern Jahren, eine stille Sehnsucht in sich nach dem, was man das «Ideale» nennt. Man braucht darunter nicht gerade irgend welche Überschwenglichkeit des Empfindens zu verstehen; zunächst ist nur der natürliche Sinn für das Edle, Schöne und Gute und für eine nicht leichtsinnige Auffassung des Lebens damit gemeint. Je mehr nun ein weibliches Wesen durch Beruf der Verhältnisse, durch Hingabe an die Anforderungen der Gesellschaft, durch das schnöde Alltagsgetriebe der sogenannten idealen Welt entfremdet, sie gleichsam zu einer jenseitigen für sich geworden sieht, desto lockender erscheint sie ihr, desto stärker wird die geheime Sehnsucht, jenes Heimweh, so zu sagen, nach dem verlorenen Paradies. Glaubt nun ein solches Weib das Ideale im Dichten und Schaffen, im Thun und Wesen etwa eines Poeten lebendig zu erblicken, so schlägt der zurückgedrängte Kult zur Begeisterung aus, zu einer Art von Andacht, und entfaltet für den Augenblick alles, was

Engelhaftes in der Natur des Weibes liegen mag. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn die Entfaltung weiblicher Seelenblüte begeisternd auf den Gegenstand der Begeisterung selbst zurückwirkt. Das Weib erscheint in solchen Momenten idealer Wärme und Andacht für das Ideal selbst als die reinste Verkörperung desselben. So findet eine innige Berührung zweier Seelen statt, die zu dem Schönsten und Beglückendsten gehört, was Menschen widerfahren kann.»

Von solcher Art war der milde, beseligende Einfluss Hillas auf Jan gewesen.

Dann spricht der Dichter von dem Weibe, das die ideale Kontrolle als eine Last, als eine Schranke seiner persönlichen Freiheit empfindet und sich derselben zu entledigen sucht. «Wie früher der Engel,» sagt er, «kommt jetzt der Dämon zum Vorschein.» Um wie furchtbarer muss aber erst dieser Dämon erscheinen, wenn er nicht bloss von einer unliebsamen idealen Kontrolle sich zu befreien wünscht, sondern von den Leidenschaften der Herrschsucht und des Rachedurstes gestachelt, in dem Mann das Werkzeug zur Befriedigung derselben sucht! So wirkt *Divara* auf Jan mit ebenso *düsterer, verhängnisvoller Macht*, als vorher *Hillas* milder Einfluss seinen menschenbeglückenden Träumen stets einen *idealen Schwung* verlieh.

* * *

Unentwegt führt die herrschsüchtige Zigeunerin den Kampf gegen den König von Sion. Nicht nur die Hälfte des Thrones fordert sie von ihm, sondern auch die unumschränkten Rechte der Gattin. Allerdings hat Jan sich dem Schicksalswink gefügt, der *Divara* an seine Seite auf den Thron berief, aber den Herzenstribut von ihm zu fordern, erklärt er stolz, dazu berechtigen sie die Sterne nicht. Mit zornblassen Wangen und grünlich funkelndem Blick erwidert die Geschmähte höhnisch:

„Du fragst, in welchen Gestirnen geschrieben
Stand dein Herzensgeschick? O ganz in denselben Gestirnen,
Welche zur Taufe gelenchtet am tosenden Sturz in der Davert:
Denn zur selbigen Zeit, als oben ihr standet im Mondlicht,
Euch zu verschwören, ein Reich zu begründen der *Freien und Reinen*,
Sieh, da verschwor in der Schlucht tief unten mit *mächtigen Geistern*
Still auch *Divara* sich . . . ist nicht ein leises Gekicher
Bis zur leuchtenden Höh', auf welcher ihr standet, gedrunge?
Ei, ihr vernahmt's wohl nicht, da ihr glühtet in heil'ger Begeist'ung?“

Doch nur einen Augenblick flammt die wilde, stolze Leidenschaft *Divaras*; bald wird sie Jan gegenüber wieder zur demütig sanften Schmeichlerin. Neckend ruft sie ihm zu, er erbebe, aber nicht vor der drohenden *Divara*, sondern vor der feurigen Liebe des Weibes. Das Wort «Liebe» trifft auf die Stimmung seines Herzens, und gleichsam traumverloren spricht er wehmütig dasselbe nach. Die Hälfte seiner Schätze, erklärt er, werde er dem geben, der ihm das Rätsel lösen könne, ob die ruchlos blickenden Augen *Divaras* wohl je in wahrer Liebe erglügen könnten.

Schmerzvoll pocht diese Frage in Jans Gehirn, und er fleht *Divara* an, sie durch Theorbenklang in Schlaf zu lullen. Da greift die Listige zu einer neuen Waffe. Wie vormals

Jan, so thut *sie* jetzt hochmütig spröde. Höhnend verweist sie den Jüngling an jenen Tag, wo er die am Wachtfeuer Schlummernde verächtlich von sich stiess. Als nun die Zigeunerin mit schlau berechneter Laune ihm plötzlich entschlüpft, da erkennt Jan schmerzlich seinen tiefen Fall. Das dämonische Auge Divaras und ihr verlockendes Saitenspiel sind bereits zur fesselnden Angewöhnung für ihn geworden; jetzt, als die einst Verachtete sich ihm spröde entzieht, da wogt sein Herz in einer Regung auf, die er sich selbst nur mit Beschämung gestehen kann. *Beglücken* zwar wird ihn niemals Divara, so erkennt er, aber wohl vermag sie ihn *zu beschämen und zu verwirren*. Noch jüngst war es sein Stolz, über den Wust hinwegzuragen und die Welt zu verachten; jetzt tritt die bange Frage an ihn heran, ob es ihm vom Schicksal bestimmt sei, nicht nur die *Welt*, sondern auch *sich selbst verachten* zu müssen.

Von der Menschenliebe ist Jan bereits zur Menschenverachtung herabgesunken. Das Herz, das einst ein schwärmerisches Ideal so warm erfüllte, ist jetzt kalt und öde. Einzig lebt noch darin die Bewunderung für Divaras dämonische Grösse. Er steht vor der letzten Stufe des inneren Verfalls: *der Selbstverachtung*. Dieser Trübung des Herzens gehen äusserlich parallel einher die Zeichen seiner sinkenden Herrschaft in Münster und seines ganz veränderten Verhältnisses zu Divara. Eben noch umrauscht vom Jubel des Volkes, das in seinem herrlichen König einen der Erkorenen sah, fühlt er sich nun zum Sklaven Krechtings, jenes missgestalteten Zwergs, geworden. Machtlos steht er der Empörung entgegen, die von allen Seiten gegen ihn ihr Haupt erhebt und in der neuen Sionsstadt die empörendsten Greuel ungescheut entfesselt. Einst so grenzenlos verachtet, hat sich Divara die Seite des Thrones errungen, und durch Krechting übt sie unumschränkte Macht. Das Herz des Königs, welches bis jetzt unendlich stolz und kühl sich der Verführerin verschlossen, hat sie allerdings nicht in *Liebe* für sich zu gewinnen vermocht; aber schon fühlt der tief Gefallene mit bangem Schauern, wie *der verwirrende, verderblich lähmende Einfluss* des tückischen Dämons tiefer und tiefer in dasselbe eindringt.

Wiederum rafft sich Jan mit aller Kraft auf, gegen die finstern Mächte, welche sein Gemüt durchkälten und entgöttern und ihm das Scepter aus den Händen winden. Divara selbst soll zu diesem harten Kampfe ihm die Waffen leihen. Was an ihr Natur ist, das beschliesst er als Kunst kühlberechnend auszuüben und jedes weiche, edle Gefühl in den Tiefen des Herzens zu verbergen. Dem Weibe, das ihn so wenig beglückt und doch schon so tief erniedrigt, will er die *Larve des Spottes* entgegenstellen. Mit harmlos heiterm Gesicht begrüsst er die Zurückkehrende, die glaubt, dass Jan ihr all das stolze Glück gewähren wird, das die Sterne ihr verheissen haben. Da trifft sie plötzlich ein jäher, ungeahnter Streich. Divaras heimtückischer Diener Krechting hat nämlich, trotz Jans Widerstreben, die Vielweiberei in Sion einzuführen gewusst. In diesem, ihrem eigenen Netze hat sich die Schlaue gefangen.

Zwar hatte niemals Sinnenlust das Herz des Königs berührt; auch jetzt hat er sich rein davor bewahrt. Dennoch erklärt er, das Beispiel der Sioniten nachahmen und sich mehrere Gattinnen antrauen zu wollen. Aber nur als leere, mit eitlen Flitter behängte Puppen, als Nebenbuhlerinnen Divaras, sollen sie den Thron umstehen. Für den König selbst

wird dieses schale Gepränge nur eine *grinsende Maske des Hohnes* sein, womit er das übermütige Weib beschämen will, welches das stolzeste aller Herzen zu beherrschen wähnte.

Lachend zeigt der König hin auf die neue Pracht seines Hofstaates. Aber da funkelt es wieder grünlich und unstät in dem Auge Divaras, wie einst in jenem tückischen Blick der Schlange, vor dem es Jan in der Davert graute. Als der König verschwunden, siehe, da verwandelt sich die Tücke in Hohn, und sie murmelt:

„Bald nun ist es vollendet, der süßen und lieblichen Rache
Werk an dem feigen Geschlecht! *mein* Geist ist es und meiner Getreuen
Geist, der herrschet in Sion — dem *Stolze* der „Freien und Reinen“

*Warf ich entgegen den Hohn der entzügelten ewigen Kräfte,
Die da lachend obsiegen und ewig beschämen die Schwärmer!*

Mein ist Sion, und mein muss taumelnd auch zuletzt der Jüngling
Werden, der rein sich bedünkt und erhaben vor allen, der Stolze,
Mein mit Leib und mit Seele, die Gluten des Brandes zu löschen,
Der mir den Busen durchwütet! Die Gluten der Lieb und der Rache!
Halb ist der Sieg erst mein: als Königin, Rächerin, Heldin
Hab ich gesiegt — nun will ich auch als Weib triumphieren in Sion!“

In noch glänzenderm Pomp, als er vormals pflegte, beginnt Jan wiederum auf dem Markt zu erscheinen. Ein Gefolg von buntschimmernden Würdenträgern und Trabanten umgibt ihn. Alles aber überstrahlt ein Kranz von blühenden Frauenbildern, die glänzenden Faltern ähnlich, in Juwelen, Ketten und Goldspangen sich auf ihren leichten Zeltern wiegen. Doch Jan, inmitten all dieser Pracht, ist nicht mehr der herrliche Jüngling mit der leuchtenden Königsstirn, dem einst alles zujauchzte, als er in rauschendem Krönungszug sein Ross durch Münsters Strassen tummelte. Damals hatte seine stolze Herrschererscheinung dem Gepränge Sinn und Bedeutung verliehen; nunmehr ist es zur schalen Komödie herabgesunken.

Jetzt umschliesst der schimmernde Pelzmantel eine gebeugte, schmerzlich in sich gekehrte Gestalt; lässig hängt die goldene, mit der Weltkugel geschmückte Kette über seiner Brust. Blass und verdrossen erscheint er auf dem schmucken Zelter. Von der Schwermut seines Herrn gleichsam angeweht, senkt das einst so feurige Tier matt sein Haupt. Manchmal, wie im Traum, hebt Jan das müde Antlitz empor; und wenn dann sein Auge blitzartig die Menge streift, dann ist es, als zuckte es ihm krampfhaft durch die Glieder und als tasteten seine Finger nach dem Schwert. Doch einen Augenblick nur, und wie gelähmt, versinkt er wieder in sein Träumen. Der lärmende Jubel rings umher vermag nicht, sein durch das Schwinden hoher Ideale verdüstertes Gemüt zu erheitern.

Auch in seinem schimmernden Königspalaste schleichen ihm die Tage in träger, trostloser Einförmigkeit dahin. Nach der Schar holder Frauen, die seinen Thron umstehen, wendet er kaum einmal das müde Auge; nur die braune Divara erweckt in ihm ein Gefühl ängstlicher Scheu.

So sass er eines Tages, ganz in diese düstere Schwermut versunken, auf seinem Thron vor dem Rathause zu Münster. Von allen Seiten erschollen laute Klagen. Die Gütergemeinschaft hatte nicht zur Gleichheit führen können. Ein allgemeiner Widerwille machte sich

überall bemerkbar, da niemand mehr ein unmittelbares Ziel seiner Mühen vor Augen sah, wie früher, als Eigenbesitz gestattet war. Lange hatte der König die Klagen schweigend angehört. Endlich erhebt er sich von seinem Thronsitze und mahnt die Sioniten, zur alten, vor dem Bestehen der verderblichen Gütergemeinschaft herrschenden Lebensweise zurückzukehren. Da der Geist, welcher diese Neuerung geschaffen, aus Sion geschwunden sei, erklärt er, müsse auch die Neuerung selbst fallen.

Doch das Rad ist unaufhaltsam im Rollen; Jan ist unermüdet, dessen Lauf zu hemmen. Dem Ewig-Blinden hatte er unbedacht des Lichtes Himmelsfackel geliehen. *Strahlen* konnte sie ihm nicht; aber sie *zündete*, und ihr Werk war grauenvolle Zerstörung,

Knirschend und mit höhnischem Grinsen ruft ihm Kretsching entgegen, dass der Geist, weit entfernt aus dem Volke gewichen zu sein, sich mächtig in demselben rege. „*Nur vorwärts!*“ lautet der Wahlspruch des klaffenden Demagogen. Zum Alten will er sich nicht mehr zurückdrängen lassen. Während einerseits der höckerige Kobold Jans Werk in Sion zerstört, weiss Divara durch teuflische Intrigue ihre Nebenbuhlerinnen aus dem Wege zu räumen. Draussen vor den Thoren aber lauert der Feind auf die Beute, die ihm bald von selbst als reife Frucht in den Schoss fallen wird.

Da macht Jan wieder einmal den lang unterlassenen Rundgang auf den Festungswällen. Die Nacht ist herabgesunken. Trübtot glüht der Schein der Lagerfeuer durch den finstern Nebelqualm. Bitter regt sich auf seiner einsamen Wanderung in ihm der Gedanke, wie anders es ihm zu Mut gewesen, wenn er vormals in lauer Sommernacht unter sternenprangendem Himmel den Rundgang machte. Damals dehnte sich ihm das Herz so voll, so weit. Über ihm wölbte sich die Glanznacht; zu seinen Füßen schlief die Sionsstadt, und fern im Flachland leuchteten weiss im Mondenstrahl die Zelte der geschlagenen Feinde. Doch jetzt! Wie schaurig gähnen rings die Gräben und starren ihm die Wälle entgegen! Gleich fahlen Gespenstern ragen die Zelte in das Dunkel, während verworrene Stimmen unheimlich auf dem öden Wall ertönen.

Machtvoll zieht die Ahnung in sein Herz, wie in den Busen Wallensteins, da er am Abend vor der Lützener Schlacht die verhängnisvolle Frage an das Schicksal that. Voll unaussprechlicher Wehmut fühlt Jan, dass sein Geschick rasch und gewaltsam zur Entscheidung drängt. Sein Geist versinkt ganz in das innere Grauen; und das Bild des entarteten Sion prägt sich ihm tief in die Seele. Bei seiner Rückkehr in den Königspalast empfängt den Gramgebeugten die schmeichelnde Divara und er bietet sich, mit Wein und süßem Theorbenklang ihm den Kummer zu verschleichen.

Jan beachtet kaum die Worte der Verführerin. Ein kaltes, schneidend verächtliches Lächeln spielt um seine Lippen; und als er endlich sein finsternes Schweigen bricht, da erklärt er seinen grenzenlosen Abscheu gegen das schnöde Menschengeschlecht. Bunte Verwesung, glänzender Moder, gärende Fäulnis: das ist in seinen Augen das menschliche Leben. Wiederum erinnert er sich an jenes Wort Matthissons, nach welchem nur Herzensreinheit in dem gewaltigen Kampfe siegen könne. Was hat der schwärmerische Träumer jedoch in Sion gefunden? Vom Gifte der Verderbnis bis ins tiefste Innere durchfressene Wichte. Jans

Herz selbst, einst geschwellt von den höchsten Idealen, wie ist es jetzt so kalt, so schaurig öde! Bitter bereut er nunmehr seine verhängnisvolle Verblendung an jenem Tage, wo er ehrlichen Sinnes den Schwur geleistet, *den Willen des Volkes zu achten*. Dieses Wort, es hatte ihn *erniedrigt zum Knecht des tückischen, erbärmlichen Krechting!* Als Tyrann, so klagt er, hätte er mit eherner Faust die Zügel ergreifen müssen. Doch Divara spottelt lächelnd seines Zornes, weiss sie ja, dass der Mensch stets erbärmlich, schwach und blöde ist und ihn der *Marktschreier* lenkt, wenn er nicht die schwere Hand des *Despoten* fühlt. Als leuchtenden Beweis für ihre Worte führt sie das Beispiel der bethörten Sioniten an, die willenlos an den Drähten des jämmerlichen Wichtes Krechting einherlaufen.

Diese Rede zündet in der Seele des Jünglings. Schmerzvoll gedenkt er jener Zeiten, wo er träumte von einem Eden, in dem *zwanglos das Gute und das Rechte* die Herrschaft führen sollte und das der Zügel entbehren könnte. Wie wenig aber entsprach die Wirklichkeit dem schönen Traum! Das *Eden* war zum grauenvollen *Babel* geworden. Mit schrecklicher Klarheit erkennt er nun, dass das in Münster gegründete sionische Reich nur durch die ehernen Faust eines starken, harten Herrschers gelenkt zu werden vermag. Aus dem allgemeinen Wust ragt Jan allein einsam mit reiner Stirn hervor. Er nur, der einzig Reine in Sion, kann dieser starke Gebieter sein!

Alle jene sanften Regungen, welche vorher ihm den Arm lähmten, sollen schweigen; die Bessern in Münster beschliesst er um sich zu scharen und die Marktschreier in Fesseln zu schlagen. Nicht mehr durch das milde, sondern durch das gebietende Wort will er den widerspenstigen Schwarm unter sein Joch von Eisen beugen.

Kaum hat sich Jan zu diesem Entschluss aufgerafft, da ist wie mit einem Zauberschlag die lastende Schwermut aus seinem Innern gewichen. Ihm ist, als wüchsen ihm Schwingen, die ihn zu seinem hohen Ziel mächtig emportrügen. Der schöne Traum, den er einst genährt, als Fürst ein Volk zu beherrschen, das allein durch seine Sitte frei und mächtig sei, ist ihm schmachvoll zerronnen. Jetzt träumt er von einem Reiche, dem er den *Stempel seines Willens* aufprägen will und in dem der Bürger ihm als Sklave dienen soll.

Voll bitterm Grolles gegen den tückischen Dämon, der das leuchtende Urbild Sions zur düstern Fratze verzerrt hat, stachelt er seine Seele zur *Selbstsucht* auf. Diesen Augenblick der fieberischen Erregung benutzt die Schmeichlerin, um Jan in ihrem Sinnennetz zu fangen. Mit schneidendem Hohn auf alles Hohe und Ideale reicht sie ihm den funkelnden Becher und fordert ihn auf, das Glück im unbeschränkten Genuss berauscher Daseinsfreude zu suchen.

Oft schon waren in finstern Nächten wüste Gedanken in seinem Geiste grinsend aufgestiegen. War es Wahrheit, ein Traum, ein fieberischer Irrwahn, was in ihm gährte? Wie Geburten der Hölle hatte er die dunkeln Bilder stets von sich gestossen; doch heute lässt er sie frei walten. Das Herz von Ekel und unsagbarer Bitterkeit erfüllt, ruft er der Unheimlichen zu:

„Höre mich, lockende, dunkle
Zauberin du. Heut will ich das tiefste Gemüt dir erschliessen.
Warum sollt' ich es nicht! Abbruch ich die Brücke für immer
Hinter den Träumen der Jugend und jeder schwärmenden Regung,
Welche so zag mich gemacht, und mir, wie den Arm, auch die Zunge,
Selber die Sinne gelähmt! — So erfahre, du lockende, dunkle Tochter
Des wandernden Stammes mit den ruchlos blickenden Augen:
Mir zu bethören die Seele mit tückischem Zauber vermochtest
Du: ich liebte dich nicht — doch du, Weib, hast es verstanden,
Erst mir drängend zu nahen mit liebeverlangender Werbung,
Dann mich sanft zu umstricken mit Banden der holden Gewöhnung,
Dann mich launisch zu quälen, zu reizen mich und zu verwirren —
Nein, ich *liebe* dich nicht: ich *hasse* dich, Weib! doch, dich *missen*,
Nimmer vermag ich es mehr, noch will ich's versuchen von heut an;
Nicht mehr bin ich derselbe! Verwandelt im Tiefsten der Seele
Hat mich der heutige Tag! Fahrt hin, ihr Träume der *Liebe*,
Hin mit den andern Träumen! — Von der edelsten Liebe durchdrungen
Wähnt ich das Herz für immer, von einem Gefühle bewältigt!
Aber ich war ein Thor, und von heut an empfind' ich es anders.
Kann Unendliches dauern im flutenden Strom der Empfindung?
Nein. Unwankendes hat nicht Raum im irdischen Haushalt,
Und auf ewigen Wandel gestellt ist das Leben. Wo immer
Sich ein unendlich Gefühl, ein unendliches Streben hervordrängt,
Geltend sich macht, da beschwört es herauf ein *rächendes Schicksal*
Stets und es grollt die Natur . . . Was wäre schon längst aus der Menschheit,
Was aus dem Leben geworden, wenn wahrhaft wäre die Liebe
Das, was uns schildern die Dichter, und was ich im Wahne der Jugend
Selber erträumt und gefordert? Es ruhte des Menschengeschlechtes
Hälfte geschmiegt an Urnen, Verlorenes ewig betrauernd.
Nein, das duldet sie nicht: in die Brust uns pflanzt sie den schnöden
Unbestand, die Natur, und ob knirschend wir ihn verdammen,
Stets obsiegt er doch endlich. So baumeln am Draht wir als Puppen.
Dies Urweib, die Natur, sie lenkt uns an schmähhlichem Zügel . . .
Lenkt uns nach irdischem Zweck — und höheres Streben ist eitel!“

In Fieberglut pochte ihm die Stirne, als er diese Worte sprach. Wie Faust hatte er einst vom Himmel die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust gefordert, und, wie Faust, seine schönsten Träume trostlos zerrinnen sehen. In diesem Momente wühlenden, verzehrenden Seelenschmerzes suchen die beiden, gleichsam von zerschmetterndem Blitzstrahl jäh aus sonniger Höhe in dunkle Tiefen geschleuderten Titanen Vergessenheit im wüsten Sinnentaumel. Sie verfallen der Macht jener finstern, unheimlich sich an ihre Fersen heftenden Wesen: Mephistopheles und Divara. Mit himmlischen Reizen zu dem Werk höllischer Rache gerüstet, erscheint vor Jans Augen die Zigeunerin in ihrer dämonischen Grösse erhaben, *fast wie das Urweib*, dem er noch soeben geflucht hat.

In seinem Gehirne gärt es wirr durcheinander und will sich nicht zu lichten Gedanken formen.

Allzuvieles, Allzugewaltiges ist auf Jans Herz eingestürmt. Es ist todkrank, und seinem Geiste droht grauenvolle Wahnsinnsumnachtung. Da regt sich in ihm mit unbesiegbarem Drange ein ähnlicher Wunsch wie bei Nero im «Ahasver in Rom». Der himmelstürmende Titane an den Ufern der Tiber hatte einst als herrlicher Nero-Dionysus das goldene Zeitalter in seinem Reiche wieder heraufführen wollen. Schrankenlose Lust sollte herrschen, und der Mensch, schicksallos und ein Naturbeherrscher, wie die seligen Götter der Fabelwelt dahinleben. Das Traumbild, das der allmächtige Cäsar in seinem Weltreiche verwirklichen wollte, besass demnach eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem hohen Ideale des Königs von Sion. Aber nicht die Fülle der Lust, nicht unbegrenzte Willkür hatten den Beherrscher Roms wahrhaft beglücken können. Inmitten der Märchenpracht seines goldenen Hauses gähnte ihm die Langeweile trostlos entgegen; und von der Schalheit seiner ganzen Umgebung unsäglich angeekelt, bekannte er, wie Jan, die Eitelkeit jedes irdischen Strebens. Da die Sinnenwelt dem lebensmüden Cäsar nichts mehr bieten konnte, sehnte sich sein wundes Gemüt hinab zu den stillen Gefilden der Toten. Von Ahasver begleitet, begibt er sich in das Gruftgewölbe des orientalischen Nekromanten Apollonius von Tyana. Eine schaurige Vision, für Geist und Körper gleich überwältigend, wie sie Nero in dem gespenstischen Gewölbe des Nekromanten empfängt, erwartet auch Jan in dem mitternächtigen Dome von Münster.

Nach Kühlung lechzend, starrt der Jüngling mit verglastem Auge durch das offene Fenster seines Palastes zu dem Dom hinüber, der unheimlich grau aus dem mondhellen Hof emporragt. Da taucht vor seinem Geist das liebliche Bild Hillas traumhaft, aber unsagbar verlockend auf. In dem Gotteshaus hatte die Edle ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Doch welch' seltsam feierlicher Anblick!

Jan glaubt, ihn äffe ein Fiebertraum. Die Fenster des Domes strahlen in hellem Lichterschein. Sollte es denn wahr sein, was die Bürger von Münster sich erzählen? Seit den Greueln der Wiedertäufer an der heiligen Stätte habe Wahnsinn den greisen Küster befallen. Manche sagen, er sei tot; als Gespenst wandle er des Nachts in den öden Hallen, entfache die Lampen und rühre dann die Orgel.

Von unwiderstehlichem Drang getrieben, schreitet Jan bewusstlos, wie ein Nachtwandler, dem Dome zu. Im Schein der Lampen dehnen sich vor seinen Augen die Hallen ins Unendliche, und dennoch lasten sie dumpf wie Gruftgewölbe über seinem Haupte.

Mit krankem Gemüt wandelt er vorwärts. Da dröhnen zwölf dumpfe Schläge von der Turmuhr, und mit dem letzten erwacht in all den zahllosen Nischen und Wölbungen des Münsters ein gespensterhaftes Schwirren und Weben. Das Brausen der Orgel füllt die endlosen, leeren Räume. Trompetengeschmetter mischt sich in das dumpfe Gedröhn. Fieber, Berauschung, Grauen haben die Sinne des nächtlichen Besuchers bis zum Wahnsinn verwirrt.

Horch! Wie von berstenden Särgen kracht es durch den weiten Raum; und aus Hillas finsterer Gruft hebt sich, von weissem Nebel gesponnen, mild und weich wie der steigende Mond, die Gestalt eines Kindes mit den Zügen der verlorenen Hilla. Gedämpft erklingen die Töne, während das süsse Bild auf Jan zuschwebt.

Da verwandelt sich die süsse Musik plötzlich in ein wüstes Dröhnen; und das liebliche Antlitz des Kindes wird zum drohenden Schreckbild. Immer toller braust die Orgel; und sieh! das Gespenst, mit dem düstern Reiz Divaras und ihrem verlockenden, satanischen Lächeln, zieht entsetzlich heran gegen den Armen. Hohn und Tücke glüht im Auge des Phantoms. Wie in irrem Sinn flieht der Gehetzte zum Altar, zur Marmorkanzel; aber überall folgt ihm die Grauenerscheinung; und was der Hauch derselben berührt, Altar und Kanzel, alles sinkt in Trümmer. Wilder dröhnt die Orgel, diabolische Glut leuchtet in den Augen des Gespenstes, und rings um Jan flüstern Dämonen: «Hilla-Divara-Sion und Babel». Es bricht die letzte Kraft des Jünglings; er strauchelt und stürzt an Hillas Steinsarg zu Boden. Da dröhnt der Schlag Eins von dem Turme, und der tolle Gespensterreigen ist zerronnen. Die Lampen löschen aus; die Orgel schweigt. Lautlos liegt Jan an der Ruhestätte der geliebten Toten hingestreckt; er fühlt nur noch die Grauenerscheinung wie ein Vampyr sich an seine Brust schmiegen.

Hamerling hat so seinen Helden die verschiedenen Stufen seines innern und äussern Verfalls hindurchgeführt. Das Quellwasser, das so krystallrein aus tiefem Felsschacht hervorsprudelt, ist über schlammiges Erdreich hinweggeflossen; die Trübung ist eine vollständige. In bitterer Menschenverachtung hatte der einst für alles Hohe schwärmende Jüngling ausgerufen: «Alles irdische Streben ist eitel!» Für einen Augenblick ist er ganz der Macht des weiblichen Unholdes verfallen, der sich verderblich an seine Fersen heftet. Seine geistigen und physischen Kräfte hat darauf die grauenvolle Vision im Dom grausam gebrochen.

Auch den Titanen Nero im «Ahasver in Rom» lässt der Dichter von dem Schauer einer bis in ihre einzelnen Züge ähnlichen Vision körperlich und geistig zermalmt werden. Wie ein Bild aus Mondesduft und Rosenglanz gewoben, war die hohe Agrippina im Gruftgewölbe des Apollonius an Nero vorübergeschwebt. Doch ein zweites Mal erscheint sie; und als sie ihn ansieht, da ist es ein grasser, toter Blick, vor dem sich der Muttermörder entsetzt. Als nun eine ganze tolle Geisterkarawane den grausen Schwebereigen um ihn schlingt, da erfasst Nero, wie Jan, wohlthätige Besinnungslosigkeit. Aber der römische Cäsar vermag sich von seinem Falle nicht mehr aufzurichten. «Die stolze Ceder,» sagt Ahasver, «trägt viel tiefer als sie es meint, den Wurm, den ich ihr ins Mark gepflanzt.»

Ganz anders ist der Verlauf des innern Seelenvorganges beim König von Sion.

Die Fiebergüten, die Jan nach seinem Erwachen aus der todähnlichen Erstarrung im Dom durchrasen, werden vom Dichter selbst mit der läuternden Flamme verglichen, die *Herakles*, nach seinem schmachvollen Falle, auf dem Öta verzehrte. Wie der griechische Held aus seinem Flammengrab geläutert zu den olympischen Göttern emporstieg, so war auch wohlthätig, heilend jene grause Katastrophe über den König von Sion hereingebrochen.

Auch die Vergleichung mit dem *Läuterungsprozess in dem Innern der Jungfrau von Orleans* liegt hier sehr nahe, wie denn überhaupt die Herzenstrübung der beiden Gestalten in mehr denn einer Beziehung eine gewisse Ähnlichkeit des Verlaufes aufweist. Als die arme, verstossene Gottesstreiterin im tosenden Ungewitter den Ardennerwald durchstreifte, da be-

kannte sie freudig dem einzigen ihr treu gebliebenen Gefährten, dass jener Sturm die Welt und auch sie gereinigt habe. «Komme, was da will,» ruft sie zuversichtlich, «ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewusst.» Wie das Bild des Landesfeindes Lionel aus dem Herzen der Jungfrau entschwunden war, so hatte auch Divara ihre dämonische Macht über Jans Gemüt verloren. Das Unglück war ihm eine harte Schule gewesen und, *gleich der Jungfrau von Orleans, hatte er in der Öde sich erkennen gelernt.*

* * *

Wochen sind dahingeeilt; allmählich weichen die Fieberträume; mit dem Leib genest zugleich auch Jans geläuterte Seele. In seinem Herzen legt sich der Aufruhr, und es schweigt in demselben der Wettkampf dunkler Gewalten. Still liegt hinter dem Genesenen die Vergangenheit; ruhig dehnt sich die Zukunft vor ihm aus. Eine einzige tiefe Empfindung füllt jetzt ganz sein Inneres, wenn er auf die Vergangenheit, wie auf einen schweren, wüsten Traum zurückblickt: *In finsterner Stunde hatte er sein besseres Ich verleugnet* und war dem Dämon, der Sions Blüte zerstört, verfallen. Unaufhörlich summt an seinem Ohr die warnende Prophezeiung Matthissos, dass nur die Herzenseinheit seiner Bewohner dem neuen sionischen Reich Bestand sichern könne. Und Jan musste bekennen, dass die Herzen nicht rein, sondern der Selbstsucht und der Genussgier zum Raub geworden waren. Doch wer war der grösste Sünder in Sion? Der König selbst, der stolz über dem Wust hervorzuragen wähnte. Die Richterwürde hatte er sich über seine schmächtig entarteten Brüder in Münster angemasst, ohne zu ahnen, dass die Verderbnis in seinem eigenen Herzen wohnte.

Klar geht dem Sinnenden jetzt die Erkenntnis auf, dass die Menschheit nicht *in stürmischem Lauf zu dem erhabenen Ziel ihrer Vollendung hinfliegen, sondern in langsam gemessenem Gang sich* demselben zubewegen wird. «Freiheit!» hatte in Sion die Vernunft, aber noch viel lauter die wilde Begierde gerufen und sich lüstern von der heiligen Natur losgerungen. «So haben wir denn uns selber gerichtet,» bekennt Jan,

„Ewig ein Kind ist das Volk, und der Führer geschwätzige Weisheit,
Eitles Gestammel nur ist's, unsicheres Tappen und Tasten!
Blinden geziemt nicht *Hast!*“

Der feurige Meister von Harlem

Kam zu frühe. So wird denn weiter sich tasten die Menschheit,
Kühl und nüchtern, und nicht auf Schwingen der heil'gen Begeist'ung
Wird sie fliegen zum Ziel. In die Bande, die alten, sich schmiegen
Wird sie vorerst, auf dem Thron wird nach wie vor die gekrönte
Thorheit sitzen, und nach wie vor auf seidnem Pfuhe
Schwelgen die sündige Schmach, und nach wie vor auf dem faulen
Stroh hinschmachten die Tugend

Und doch — ein Schritt ist geschehen

Näher dem Ziel, und das Ziel, es ward, ob schmächtig *verfehlt* auch,
Doch mit dem *Finger* *gewiesen* — bezeichnet vom Finger des *Schwärmers!*
Mag ein spät'res Geschlecht bergan aufs neue den Felsblock
Wälzen und unser gedenken, so oft er aufs neue hinabrollt
Bei der Dämonen Gekicher, und nur noch tiefer den Abgrund
Wühlt, d'raus Mühsal keuchend von neuem ihn ewig emporwälzt!“

Eine Ahnung sagt ihm, dass Sions Geschick zugleich mit dem seines Königs sich rasch erfüllen wird. Aber bei diesem Gedanken graut ihm nicht. Die wunderbaren Ereignisse, die sich um ihn abgespielt, scheinen ihm kaum mehr der Wirklichkeit angehört zu haben, sondern muten ihm an gleich einem verschollenen Märchen oder einem Schauspiel. Wie die Zukunftshoffnungen für ihn erloschen sind, so schweigt auch in seinem Innern jede bange Herzensqual. Beruhigt schweift sein Blick über eigene und fremde Verirrungen hin; weiss er ja doch, dass er sie mit seinem Tode sühnen wird. Solche Gedanken erfüllen den Jüngling mit einem Gefühl stillen, wohlthuenden Friedens. Den Blumen, die am Rand des jüngst noch wild empörten Vulkans aufspriessen, vergleicht er selbst die Blüten der sanften Betrachtung, die aus der Asche seines verkohlten Herzens aufwachsen. Noch einmal regt sich in ihm eine bange Frage. Ist die Ruhe seines Gemütes die sanfte Ruhe der sühnenden Todesnähe oder nur jene dumpf hinbrütende Stille, die Vorläuferin eines letzten, stürmischen Kampfes?

In Sion hält indessen die Sittenverderbnis gleichen Schritt mit dem grässlich wachsenden Elend. Vereint mit dem Hunger wüthet grauenvoll die Pest. Noch einmal feiert das gesunkene Münster eine wilde Orgie, abstossender tausend mal in ihrem lüsternen Taumel als all jene Scenen unsäglicher Entbehrungen und Krankheitsqualen. Knipperdolling hat ein heimliches Versteck von Lebensmitteln und Wein aufgefunden. Ein zügelloses Bacchanal rast sogleich durch den Königspalast. Doch den wilden Tumult übertönt mit widerlich kreischender Rede Krechting. Gleichheit von allem, was Menschenantlitz trägt, fordert er und verkündet die Herrschaft des Strolches in der Sionsstadt. Wie einst Belsazer im Übermut des Weines Jehovah Hohn sprach, so erinnert Krechting prahlerisch an jenen Tag, wo er während eines Gewitters die grosse Karthaune auf dem Markt aufpflanzen, die Mündung nach aufwärts richten und eine Kugel zum zornig grollenden Himmel emporsenden liess.

Inmitten dieses wüsten Tumultes sitzt der König heiter lächelnd auf dem Thron. Die Last der Schwermut ist ganz von ihm gewichen; und die dumpfe Verzweiflung hat sich für ihn in *göttliche Ironie* an sich selbst und an der Welt verklärt. Der kreischende Wicht scheint ihm, wie kein anderer, eine Verkörperung des neuesten Sion zu sein; in übermütiger Laune befiehlt er seinem Diener, die Zeichen der Königswürde herbeizubringen und schmückt mit Krone, Scepter und Purpurmantel den widrigen Zwerg.

Die wüste Orgie wächst und steigt indessen zum fieberhaften Brande. Mit Knipperdolling zecht Krechting um die Wette; und endlich ist der neueste König von Sion, vom Übergenuss des Weines besiegt, mit Scepter und Krone schmählich hinter den Tisch gesunken. In diesem Augenblicke taucht der düstre Dusentschur die Hand in das ausgegossene Getränk und beschreibt mit feuchtem Finger Zeichen an die Wand. Er nähert ein Licht der geheimnisvollen Schrift, und sogleich leuchten bläulich schimmernd die Flammenworte auf: *Mene, tekel, upharsim.*

Wie bei Belsazers Königsgelag wird es plötzlich totenstill in dem weiten Saal. Horch! Da dröhnt dumpfer Kanonendonner von dem Marktplatz herüber. Ein Angehöriger vom Stamme Divaras hat den Belagerern Kunde gebracht, dass der Apfel reif zum Pflücken sei, und zugleich dem Feind das Kreuzthor aufgeschlossen. Nicht ein Kampf ist es; nein, ein blutiges Würgen; nur Matthissons Kohorte stellt sich, wie eine eherne Phalanx, den Eindringenden

entgegen. Im Königssaal erwacht indessen Kreckling aus seiner Betäubung; und, die Krone vermissend, taumelt er mit geballter Faust auf Jan zu. Aber von den Zähnen eines Rüdennpaares, das Jan stets begleitete, grausam zerfleischt, zucken alsogleich die Glieder des trunkenen Kläffers auf dem Estrich. Doch den Zechgenossen bleibt keine Zeit zum Schaudern. Mit Blitz und Donnerkrachen stürzt plötzlich der Saal zusammen. Der einäugige Riese Tylan hat nämlich eine Fackel in das Pulverfass im Palastgewölbe geschleudert; und die rauchenden Trümmer begraben all die wüsten Zecher.

Haben höhere Mächte sorgsam über das Leben des Königs gewacht? In todesähnlichem Schlaf hatte er lang inmitten des grausen Trümmerfalles gelegen. Endlich weicht die Erstarrung; als er die Augen öffnet, da umgibt den Schauernden schwarzes Dunkel.

Von einer glühenden Hand erfaßt, fühlt er sich geheimnisvoll auf verworrenen Pfaden fortgezogen; dann mit verhüllten Augen auf ein Ross gehoben. Über donnernde Brücken, knirschenden Sand, durch stille Öden, durch Waldessaunen geht der schier endlose Ritt. Plötzlich fällt die Hülle ihm von dem Auge. Jetzt tritt an den Jüngling die letzte, schwerste Versuchung heran. Es wird sich erproben, ob der dämonische Bann Divaras von Jan vollständig gewichen ist.

Als die Binde sein Auge nicht mehr bedeckt, da liegt vor dem Blick des Staunenden eine von rosigem Licht bestrahlte Wölbung. Krystallhell schimmert es ihm entgegen wie in der Wohnung einer Stromfei oder in der von Gnomen erbauten Halle eines Berggeistes.

Inmitten dieser sinnverwirrenden Märchenpracht, von braunen Wesen ihres Wanderstammes umgeben, prangt Divara. Sie streckt lächelnd Jan die Hand entgegen. Doch kalt und dumpf weht den Jüngling der Zaubergranz an; ihm ist, als stürze das Gewölbe über ihm her, und mit Unmut fragt er die Unheimliche, wo er sich befinde. Da blickt sie ihn bedeutungsvoll an, fasst seine Hand und führt ihn stumm durch ein Felsenthor auf eine hohe Warte des Gebirges. Sieh! es ist derselbe Fels, auf dem er einst mit Matthisson gestanden; über seinem Haupte wölbt sich wieder in derselben Klarheit das Sternenzelt; zu seinen Füßen schallt, wie damals, das Brausen des Wassersturzes; und ganz wie damals, geht ein leises Säuseln, gleich einem verlorenen Traum, durch die Kiefernzwipfel. Aber heute ist es nicht mehr der erhabene Prophet, der an Jans Seite sich befindet und den schwärmenden Jüngling zum Gottesstreiter weiht, sondern der düstre weibliche Dämon, mit allen Waffen der Verführung zum letzten, furchtbarsten Kampf ausgerüstet.

Schmeichelnd berichtet Divara dem Jüngling, wie ihr braunes Wandervolk seit Monaten tief unter der Erde unermüdlich einen heimlichen Fluchtweg aus Münster zu der Davertgrotte gebahnt und dort die aus Sion entführten Schätze geborgen habe. In diesen unterirdischen Wölbungen öffnet sich für Jan und Divara ein ebenso sicheres als liebliches Asyl, bis die Pfade zur Flucht frei geworden sind. Dann wollen sie beide, so lockt die Verführerin, über Deutschlands Grenzen fliehen und im Genuss reicher Schätze die träumenden Thoren ver-lachen.

Mit bestrickenderem Feuer der Beredsamkeit hatte noch nie Divara ihr Evangelium der reinen Selbstsucht und des gänzlichen Aufgehens in Sinnenlust gepredigt, als hier auf der

erhabenen Felsenwarte der Davert. In schneidenderem Gegensatz haben sich nie die Lebensanschauungen des dämonischen Weibes und des idealen Schwärmers gegenübergestellt.

Jedoch Divaras unheimlicher Zauber hat seine Kraft über Jan endgültig verloren. Wie die Schillersche Jungfrau von Orleans die verbrecherische Liebe zu Lionel aus ihrem geläuterten Herzen bannte, so stösst auch Jan die in satanisch-grauser Schönheit vor ihm stehende Divara von sich.

„Weiche von mir!“ ruft er, „du erscheinst so voll mir des Grau'ns, wie der Dämon,
Der so schmähsch verwüstet das hoffnungsfreudige Sion!

Weib! entweiche! Die Hand, die du lockend mir reichst, ist die schnöde
Teufelsfaust, die nach Blüten des Himmels, so oft sie auf Erden

Prangend sich wollen entfalten, die neidische Hölle heraufschreckt!“

Weib, dein Lächeln, es ist unheimlich mir, wie des Satans

Ewiger Hohn, ja die ewige, die höhnische Lache der Hölle

Über des Menschengeschlechts urewige thörichte Schwachheit,

Ewig strebenden Drang und ewiges schnödes Ermatten —

Über den ewigen Tod des erhabensten Wollens in grauser

Selbstsucht, und des Erglühens, des schönsten, in rascher Erkaltung;

Weib, dein Wort, es erklingt mir wie Sprüche des tückischen Zaubers,

Welcher den Geist zum Gespenst und den Gott im Menschen zum Teufel

Ewig verzerrt — zur Fratze verwandelt *den reinen* Gedanken,

Wenn er ins Dasein tritt — und zum *Aase* das Wort, wenn es *Fleisch* wird.

Weib, im Aug' dir spiegelt die Chaosnacht sich, die alte

Nacht, unselig und wüst, die kindesmörderisch ewig

Wieder verschlingt das Licht, das befruchtet vom Geist sie geboren

Weiche von mir!“

Da loht in der Verschmähten, wie mit elementarer Gewalt, ein wilder, unbändiger Drang auf. Sie fasst den Jüngling mit dämonischer Kraft. Er aber, als sei ihm Titanenstärke verliehen, ringt mit der Stolzen wie der Cherub mit dem Geist der Finsternis. Besiegt stürzt Divara von der hohen Felsenwarte in die Wogen des durch die Tiefe brausenden Sturzbaches. Unheimlich, wie ihr rätselhaftes Wesen, sind die Erscheinungen, die ihr grauenvolles Ende begleiten. Sie verstärken nicht wenig den düstern Zauberschein, der in dem Epos die Gestalt fortwährend gespensterhaft umleuchtet. Ihr Bild wird ganz zu demjenigen eines aus dunkler Tiefe heraufgestiegenen Dämons, der durch seinen bösen Anhauch das Ideal in der Menschenbrust ertönen will.

Während im Abgrund die Wasser schäumend über Divara zusammenschlagen, klingt es wie Gewimmer böser Geister aus der Bergkluft, wildes Rauschen geht durch die Blätter, und unheimlich grausiges Gestöhn und Rufen tönt aus den Davertgründen.

Doch auch der Sieger will nicht mehr unter den Lebenden weilen.

Wiederholt sind im Vorhergehenden zwei Schillersche Frauengestalten zur Vergleichung herangezogen worden, die, wie Jan, nach tiefem sittlichem Fall, eine Seelenläuterung an sich erfahren haben. Im Augenblick der ernsten, hehren Todesnähe fühlt Maria Stuart nach langen Jahren schmachvoller Demütigung die Königskrone wieder auf ihrem Haupt, und Johanna,

im beseligenden Bewusstsein ihrer wiedererlangten sittlichen Würde, verlangt nach ihrer Fahne mit dem Bild der Gottesmutter. Ganz im Gegensatz zu der stillen christlichen Ergebung der beiden Frauen, endet jedoch der König von Sion vielmehr wie ein antiker heidnischer Held, der des aussichtslosen Kampfes müde, die zu schwere Lebensbürde gewaltsam von sich wirft.

Man würde wohl kaum fehl gehen mit der Annahme, dass *Sophokles' sterbender Ajax* dem Dichter für die Schilderung von Jans Lebensende als Vorbild gedient habe, wenn auch der finstere Ingrim des Telamoniers dem Herzen des Königs von Sion vollständig fremd ist. Beide Helden flehen den Tod an, er möge als Befreier zu ihnen niederschweben, und wenden sich dann in wehmütig rührender Anrede an ihr Schwert, das beide in unheilvoller Stunde zum Geschenk erhalten. Während jedoch der Telamonier finster grollend in die Behausung des Hades hinuntersteigt, tritt ein freundliches Bild vor den Geist des Königs von Sion und erhellt seine letzten Augenblicke mit mildem Licht. Schon hat er das Schwert zum Todesstreich gehoben und die Hülle von der Brust gestreift, da fällt vor seine Füße jenes weisse Röslein Hillas, das er stets als Talisman mit sich getragen. Mit der Holden war auch zugleich das Vertrauen auf ihn selbst, die Welt und alles Hohe in ihm geschwunden. Bei dem Anblick von Hillas Blume ist dieser liebliche Glaube in seinem Herzen neu erwacht. Jenes Glück, so jauchzt sein Inneres, das er einst für die Menschheit geträumt, oft noch wird es den *unheiligen Händen* die es zu fassen wähten, *entschwinden*; aber einst wird es dem *Würdigen als reife Frucht in den Schoss fallen*. Dann hebt er den entzückten Blick empor zum leuchtenden Äther. In der Morgendämmerung schweben dort die weissen Wolken, wie Geisterzüge, die mit blinkenden Schilden über dem Plan von Münster gegen einander streiten.

„Nach gewaltigen Schlachten,“

Ruft er, „kämpfen die Geister noch fort der Erschlag'nen im Luftraum —
Also berichten die Sagen; so wird der sionische Kampf auch
Weitergekämpft noch in Lüften — ja weitergekämpft noch in grosser
Geistesschlacht; und wer weiss, wie zuletzt noch fällt die Entscheidung?
All' dies Lanzengeklirr, dies Schwertergerassel auf Erden,
Eitel Getöse nur ist's; in den Wolken die Kämpfe der *Geister*,
Sie nur sind es zuletzt, die entscheiden die Lose der Menschheit.
Kämpft ihn denn aus, ihr Geister da oben im leuchtenden Äther,
Kämpft ihn aus den Kampf des *sionischen grossen Gedankens*,
Dass er leuchtend und hehr, *von trüber Schlacke geläutert*,
Noch obsiege dereinst.“

Gleichsam trunken von einer hehren Vision, zückt der lebensmüde Streiter nach diesen Worten das Schwert und verhaucht sein Leben einsam in der Davertöde, von wo aus er einst an der Seite des Propheten, die Brust voll hoher menschenbeglückender Träume, den Zug nach der winkenden Sionsstadt Münster angetreten hatte. Und in derselben Öde liegt grauenvoll zerschmettert in wilder Bergschlucht die gewaltige Divara, die Zerstörerin des leuchtenden sionischen Gedankens.

Machtvolle, mit überreich pulsierendem Leben ausgestattete Figuren waren beide, mitten hineingestellt in die erbitterten Kämpfe einer grossen Zeit gewaltsamen Umschwungs und wilder, trüber Gärung. Die schönen Worte des Kritikers Feodor Wehl über den «König von Sion im allgemeinen, die, wie Hamerling selbst bemerkt, die tiefinnersten Empfindungen des Dichters aufs genaueste aussprechen, finden vor allem ihre Anwendung auf den herben, mit düster wilder Leidenschaft geführten Kampf zwischen den beiden Hauptpersonen des Epos.

«Hamerling,» sagt der genannte Kritiker, «trägt neben der klassischen Bildung und Form gleichsam noch den holden Wahnsinn der Romantik in sich. Seine Muse liebt ein wenig das Dunkle, Düstere, den bangen, nicht ganz auszudrückenden Schmerz der Kreatur, das Symbolische, Geheimnisvolle, Barocke, den Schauer und Tumult in der historischen Entwicklung der Menschheit. Wo es Schatten, überwachte Augen, bleiche Wangen, Seufzer und Thränen gibt, wo die Schuld mit der reinern Überzeugung kämpft, da knüpft seine Dichtung gern an, um über *alle Abgründe und Schlünde des menschlichen Elends hinaus die reinen Seraphklänge der Versöhnung ertönen und hinwegklingen zu lassen.*»



In Vorhergehendem ist unter stetem Hinweis auf die Idee der Dichtung, je nachdem sie sich allmählich im Verlauf der Handlung enthüllt, der Kampf zwischen den beiden Vertretern feindlicher Prinzipien dargestellt worden. Vorerst sei hier versucht, die Grundidee des Epos, so wie sie sich dem unbefangenen Leser offenbart, jenem Leser, *der um tieferliegende philosophische Probleme und Symbole unbekümmert*, sich harmlos seiner herzlichen Freude an den prachtvollen Gestalten und glänzenden Schilderungen hingibt, durch eine kurze Zusammenfassung der reichen Handlung zu formulieren: Mit ausserordentlichen Gaben des Geistes und des Körpers und mit gewaltiger Willenskraft ausgerüstet, träumt der Held des Epos den hohen Traum einer Verbindung von Tugend und Glück auf dieser Erde. Durch eine wunderbare Verkettung von Ereignissen auf den Thron von Münster erhoben, beschliesst er, sein Traumbild in die Wirklichkeit hinüberzuführen. Aber der dämonische Einfluss Divaras bewirkt eine allmähliche Trübung im Herzen des idealen Schwärmers, so dass er stufenweise von der feurigsten Menschenliebe zur Selbstsucht herabsinkt und alles höhere Streben als eiteln Wahn erklärt. Doch sein edleres Selbst gewinnt wieder die Oberhand, und mit einem freudigen Ausblick auf die einstige Verwirklichung des sionischen Gedankens scheidet er durch selbstgewählten Tod aus dem Leben.

In seiner etwas ängstlichen Sorge, seine Lieblingsschöpfung gegen jede unrichtige Deutung zu schützen, hat der Dichter selbst in einer Schlussbemerkung zum «König von Sion» eine unbedachte That des Haupthelden hervorgehoben, *die er als den von der Kritik vielfach übersehenen Angelpunkt des Ganzen betrachtet: den Schwur Jans, als Herrscher den Willen des Volkes zu achten*. Überaus folgenswer ist unleugbar dieser verhängnisvolle Schwur, da er den Edlen wehrlos der Macht des diabolischen Paares Divara-Krechting in die Hände liefert, den zeitweiligen Sieg des dunkeln, dämonischen Elementes über das Hohe und Reine und mit ihm den Zusammensturz des sionischen Reiches herbeiführt. Zur Vervollständigung der Idee, wie sie aus der kurzen Zusammenfassung der Handlung gewonnen wurde, mögen deshalb noch folgende Worte Hamerlings aus der erwähnten Schlussbemerkung angeführt werden.

«Es möchte das *erste* Mal sein,» sagt der Dichter, *„dass der Konflikt des modernen demokratischen Freiheitsprinzips mit der Möglichkeit der Bethätigung einer bedeutenden Individualität poetisch zur Anschauung gebracht wird*. Dieses geleistete Schwur — zu welchem indes noch andere Motive treten — verdammt die hochstrebende und edel angelegte Natur des Jünglings zu heimlich knirschender Thatlosigkeit. Aber Jan ist kein steifer Ideenpopanz; er ist Mensch mit Fleisch und Blut, und so wächst sein inneres Grollen bis zu dem verzweifelten Entschlusse, den Schwur zu brechen, sich zum *Tyrannen* zu machen, *seinen Idealen Hohn zu sprechen*, und da sein edleres Streben gescheitert, sich dem Dämon der Selbstsucht hingeben. Das ist ein Herabsinken von der idealen Höhe. Aber der Jüngling erhebt sich

rasch wieder, und seiner eigenen menschlichen Schwäche bewusst geworden, geht er geläutert der Sühne entgegen, über den Trümmern des «neuen Sion» den «grossen sionischen Gedanken,» den Gedanken der Freiheit und Reinheit,» welcher für jetzt gescheitert, den Geschlechtern einer glücklichen Zukunft ans Herz legend.»

* * *

In dieser Gestalt offenbart sich die Grundidee der Dichtung der Mehrzahl der Leser, die an den glänzenden Schilderungen und Gestalten ein ästhetisches Genügen finden, ohne hinter den *konkreten Einzelercheinungen nach einem allgemeinen Symbol für die grossen Rätsel und Probleme des Menschendaseins* zu suchen. Wie in der Einleitung aber bereits hervorgehoben worden, ist bei einem Dichter von Hamerlings Geistes- und Gemütsanlage ein solches tiefere Forschen unbedingt gefordert.

Schon bei seinen Lebzeiten war Hamerling der Vorwurf nicht erspart worden, dass er die philosophische Spekulation allzu sehr in seine poetischen Schöpfungen hineintrage und so durch die Abstraktion des Denkens die Welt des schönen Scheins zerstöre.

Trotz aller Bewunderung für die Grösse des Dichters, kann man sich der Erkenntnis nicht verschliessen, dass dieser Vorwurf bisweilen einer gewissen Berechtigung nicht entbehrt. So glaubte z. B. Hamerling, nach seiner eigenen Erklärung in dem Epilog an die Kritiker des «Ahasver in Rom», in der Figur des ewigen Wanderers einen Strom wirklichen, frischen Lebens in das abstrakte Gebiet der Ahasverussage geleitet und für sein Epos realen Grund und Boden gewonnen zu haben. Er merkte jedoch nicht, dass die solchergestalt umgebildete und vertiefte mythische Figur nicht nur jede Klarheit, sondern auch jede Lebensfrische einbüsste und vollends zum toten Schema erblasste. Eine vollständige Ausschöpfung und Klarlegung des Grundgedankens im «König von Sion» wird aber wohl am besten ermöglicht durch eine vorhergehende Vergleichung zwischen der Person des *Ahasver* und der ihr in mancher Beziehung *nahe verwandten Gestalt Divara*.

Zwar können wir keine von den Hauptpersonen im «König von Sion» in gleichem Grade wie Ahasver als spezifisch dem Mythos oder der Allegorie angehörend bezeichnen. Betrachten wir jedoch das Wesen der braunen Divara, so müssen wir andererseits gestehen, dass diese Figur, obgleich ein irdisches Weib, dennoch von einem *fremdartigen, gleichsam mythischen Hauch* umweht ist.

Liegt nicht bereits ein eigener Zauber traumhaft phantastisch über dem Wandervolke ausgebreitet, dem Divara als die Urenkelin des edlen, zu Borkum enthaupteten Zigeunerherzogs Harkan angehört? Wie rätselhaft ist ihr erstes Erscheinen als sechsjähriges Mägdlein auf dem Markte zu Harlem; ihr vertrautes Verhältnis zu dem Wolf, der sie in den Wald entführt; endlich ihre Herrschaft über die gespenstischen Bewohner der Davert! Erscheint sie nicht wie eine wunderbare Fee inmitten der Märchenpracht der Davertgrotte? Und als sie, durch Jan überwunden, von der hohen Felsenwarte in die Tiefe stürzt, ist es dem Leser da nicht, wie wenn düstere Geister der Finsternis den Fall eines ihnen *Wesensgleichen* beweinten?

So erscheint demnach Divara, wenn auch nicht, wie der ewige Wanderer Ahasver, als eine Schöpfung des sagen- und mythenbildenden Volksgeistes, doch in einem ähnlichen Zaubерlicht, wie es diese Gestalten zu umgeben pflegt. Auch an *symbolischer Tiefe* steht Divara hinter dem Begleiter des Nero nicht zurück: wie man denn überhaupt mit vollem Recht den «König von Sion» als ein Seitenstück zu dem «Ahasver in Rom» bezeichnen kann. Nur der Unterschied waltet zwischen den beiden Personen ob, dass die Verbindung symbolischer Tiefe mit poetischer Anschaulichkeit, die Hamerling in der Figur des Ahasver vergebens erstrebte, ihm in der Schöpfung Divaras wunderbar geglückt ist. Ahasver gehört jenen poetischen Gestalten an, die nach Hamerlings Worten, nichts weiter sind als allegorische Schemen und nichts an sich haben, als ihre abstrakte Bedeutung — dem kranken, magern Kanonikus bei Heine vergleichbar, der zuletzt aus nichts anderm bestand, als aus «Geist und Pflastern». Aber für eine mit realem Leben erfüllte dichterische Figur, wie Divara, ist die innewohnende «Bedeutung» keineswegs ein Vampir, der ihr das Blut aus-saugt.»

Über die Bedeutung des Ahasver sagt der Dichter in seinem Epilog an die Kritiker: «Als epischer Held kann Ahasver nur der ewige Mensch, die sinnbildliche, unsterbliche Menschheit sein. Und die Sehnsucht Ahasvers nach dem materiellen, faktischen Tode kann nichts anders bedeuten, als die Ruhesehnsucht der Menschheit, die ewig qualvoll ringt und strebt, während das Individuum sein Ruheziel im Tode findet.

Ist Ahasver der *ewige Mensch*, nicht bloss der Jude von Jerusalem, so erhält auch sein Trotz gegen den Messias sogleich eine tiefere Bedeutung. Es ist der Trotz des in allem Wechsel Beharrenden gegen das Wechselnde, Vorübergehende, Zeitlich-Gültige, des Wesens gegen die Form, Götter kommen und schwinden — ewig wandelt Ahasver.»

Wie bei Hamerling der ewige Wanderer nicht bloss der Jude von Jerusalem ist, sondern vor allem die qualvoll ringende ewige Menschheit bedeutet, so ist auch Divara nicht bloss die gaukelnde, dämonische Zigeunerin, sondern versinnbildlicht ausserdem *die ewige Natur, die ruhig, nach ihren eigenen Gesetzen dunkle Bahnen wandelt und grausam jener schwärmenden Titanen spottet, die gewaltsam ihre noch unreifen Traumgebilde in die Wirklichkeit hinüberführen wollen*. Anders sind wohl kaum Jans bereits angeführte Worte zu deuten, in welchen er voll bitterm Unmutes jedes höhere Streben als eiteln Wahn bezeichnet.

„Wo immer

Sich ein *unendlich Gefühl*, ein *unendlich Streben* hervor-drängt,
Geltend sich macht, da beschwört es herauf ein rächendes Schicksal
Stets, und es *grollt die Natur*

So taumeln am Draht wir als Puppen.

Dies Urweib, die Natur, sie lenkt uns an schmählichem Zügel
Lenkt uns nach irdischem Zweck.“

Und als die gespenstische Divara mit höhnischem Lächeln diese Worte der Verzweiflung begrüsst, da drängt sich Jan selbst die Empfindung auf, *die Natur, diese launenhafte, grausame Zerstörer-in hoher Ideale, sei in dem lockenden, unheimlichen Weibe verkörpert*:

„Sie lächelt so stolz, so bedeutsam,
Dass es den Jüngling dünkt, als ruhe vor ihm,
Leibhaft selbst, die er grollend soeben gescholten: *das Urweib*.“

Finsterer Neid gleichsam erwacht, nach des Dichters Vorstellung, in dem Busen der Natur gegen jene idealen Schwärmer, die verwegen in die Kreise der zürnenden Göttin treten und mit ungestümer Hast unreife Früchte ernten wollen; *ein Neid, ähnlich jenem Grolle der Griechengötter bei Herodot*, die mit grausamer Lust allzuhohes Menschenglück in grauenvolles Elend zu verkehren pflegten. Oder wären vielleicht die angeführten Worte Jans nur als der Ausdruck einer *augenblicklichen düstern Stimmungslaute* anzusehen? Gegen diese Annahme sprechen die andern Äusserungen des Königs von Sion: dass der begeisterte Idealist Matthisson zu früh gekommen sei; dass die Menschheit sich kühl und nüchtern vorwärts tasten und nicht auf Schwingen der Begeisterung ihrem hohen Ziel entgegenfliegen werde; dass ideale Schwärmer noch häufig nach dem hochschwebenden Ziele haschen; wie Jan es zu fassen wähnen, während es rasch ihren Händen entschwindet.

Aus der häufigen Wiederholung desselben Gedankens in andern Werken Hamerlings geht zur Genüge hervor, dass der Dichter in der wehmütigen Reflexion des Königs von Sion eine eigene *Lieblingsvorstellung* ausdrückte. Im Altertum war der hohe Traum Jans bereits einmal, teilweise wenigstens, Wirklichkeit gewesen unter der Herrschaft des grossen Perikles. Nachdem Hamerling all den Glanz dieses schönsten der Zeitalter in seinem Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas «Aspasia» geschildert, zeigt er, wie ein fremdartiger, düster Geist, gleich einem trüben Nebel, sich über die heitere Griechenwelt und schliesslich selbst über die hohe Seele des Perikles lagert. Als der edelste der Griechen die glänzende Schönheitswelt verblassen sieht und er selbst der Roheit einer zügellosen Volksmenge wehrlos gegenübersteht, da wird auch sein Herz, wie das des Königs von Sion, von Bitterkeit erfüllt. Wehmütig spricht er zum Erechtheuspriester Diopieithes: «Dem schönsten Glücke, dem ruhmvollsten Glanze, dem vollen Lichte der Wahrheit und Freiheit meinte ich Athen entgegenzuführen; und nun sehe ich, dass ein götterverhängter Umschwung — oder ist es ein Fluch von Anbeginn, der allem Naturlaufe anhängt? — uns wieder ergreift und zurückführt in Nacht und Wirrsal, dass nicht bloss äusseres Ungemach hereinbricht über Hellas», sondern auch in unserm *Innern allmählich dunkle Gewalten über die lichten siegen!*“

Könnten diese Worte des grossen Perikles nicht eben so gut von dem enttäuschten sionischen Schwärmer gesprochen sein?

So war denn auch der herrliche König von Sion, gleich dem erhabenen Propheten von Harlem, *zu früh* gekommen. Gross und gewaltig war allerdings jene Zeit gewesen; aber die Herzen waren nicht rein geblieben; und die bange Frage Matthissons: «Wie sollen im riesigen Kampfe wir bestehen?» sie war eine trübe, nur allzufrüh sich erfüllende Ahnung gewesen vom Sieg des Bösen über das Edle und Reine in Sion. Selbst in das Herz des Königs hatte die Selbstsucht Eingang gefunden; gleich einem vernichtenden Frühlingsreif, hatte sie in dessen Busen die Blüten der hohen Ideale mit eisigem Anhauch zerstört. Er war demnach nicht *würdig* mehr, mit weiser Hand, zur rechten Zeit, die Form althergebrachter Nor-

men zu zerbrechen und, wie der Meister in Schillers Glocke, aus trüb gärenden, nach Gestaltung ringenden Massen ein edles Kunstgebilde zu schaffen.

Aber ist auch das Unternehmen des jugendlichen Schwärmers schmählich gescheitert, so ist doch, als er durch selbstgewählten Tod aus dem Leben scheidet, sein Geist von der freudigsten Hoffnung verklärt: das hohe Ziel seiner Träume, das seinen unheiligen Händen entschlüpft ist, wird einst als reife Frucht dem Würdigen in den Schoss fallen. Rastlos, wie Sisyphus, werden die spätern Geschlechter den Felsblock bergan wälzen; unter höhnischem Gekicher der Dämonen wird er wiederum herabrollen und sich nur noch tiefer in den Boden einwühlen. Aber keuchend wälzt ihn der Erdensohn ewig wieder empor, bis endlich das schwere, unzähligemal gescheiterte Werk gelungen ist und die Menschheit auf hehrem Bergesgipfel, von reinerm Sonnenlichte erquickt, auf die zu ihren Füßen brauenden Thalesnebel herniederschaut.

Und dieses hohe Ziel, so jauchzt sein Herz freudetrunken, *der Finger des Schwärmers hat es der Menschheit gezeigt*. Fürderhin wird ewig mit süßer Verheissung das hohe Traumbild von Tugend und Glück vor den Augen der qualvoll ringenden Menschheit leuchten, wie die weisse Marmorstirne der heiligen Pallasburg zu Athen, jenes verkörperte Sinnbild der Schönheit. Und somit war auch die That des Königs von Sion nicht eine fruchtlose gewesen. Anschaulicher könnten wir diese Idee des Dichters nicht darstellen, als durch Wiedergabe jener herrlichen Schlussepisode im Roman «Aspasia», wo vor den Augen des sinnenden Wahrheitssuchers Sokrates, in dem Augenblicke, als der Scheiterhaufen die Überreste des hohen Perikles verzehrte, ein Schiff das jugendliche Paar Manes und Kora aus Athen entführte.

«Dies Fahrzeug», erzählt Hamerling, «trug den «Satyr und die Bacchantin» — trug Manes und Kora nordwärts, einer neuen Heimat zu.

Sie zogen dahin, in der Brust den Keim einer Zukunft, welche berufen war zu dem Bemühen, das Reich des Guten aufzurichten über den Trümmern der Schönheit.

Sie zogen dahin, still beseligt von ihrer ernsten Liebe.

Von der Höhe der Meeresbucht blickten sie zurück und betrachteten, scheidend für immer, zum letzten Mal die Stadt der Athener.

Ein leichtes, feines Wölkchen stieg, unfern der Akropolis, aus der Stadt in die reine, klare Morgenluft empor. Es kam von dem Scheiterhaufen, welcher den entseelten Leichnam des Perikles in heiliger Lohe verzehrte.

Dies Wölkchen stieg empor und schwebte um die Zinnen der Akropolis.

Manes und Kora verfolgten es mit den Blicken, wie es die weisse Marmorstirn der heiligen Pallasburg umwob.

Aber das Wölkchen zerrann, und rein und wunderbar standen im klaren Lichte die Zinnen und Giebel des Parthenon und der neu vollendeten Propyläen.

Hoch hinauf ragte über den Wust und die Wirrsal der Athenerstadt und der sterblichen Menschenkinder die unsterbliche Krone des Berges.

Aus den Trümmern des Vergänglichen erhob sich im Hellenenland ein Unvergängliches, siegreich in ewiger Heitre.

Und es schien zu sagen: «Erhaben bin ich über das wechselnde Los der Menschen und ihr kleinliches Elend. Ich leuchte durch die Jahrhunderte. Ich bin immer wieder da. Ich bin wie das zaubervolle Licht über den Bergen von Hellas, und wie der ewige Glanz der Gewässer in seinen Golfen!»

So ist der «König von Sion» nicht bloss ein Seitenstück zum «Ahasver in Rom», sondern auch zum Roman «Aspasia». *Es sind drei aus einer Wurzel entsprossene Bruderstämme. Die drei Dichtungen schildern den ewig nach schmerzlicher Niederlage sich erneuernden Kampf der Menschheit um in grauer Ferne winkende Ideale: Herzensfriede, Schönheit, Verein von Tugend und Glück.*

Unter allen poetischen Gestalten, die Hamerling geschaffen, ist wohl Johann von Leyden die herrlichste. Das Bild des Königs von Sion ist von der strahlendsten Schönheit; aber es ist das Bild eines ungestümen Schwärmers, dessen Herz allerdings rein und edel war, der aber mit seinen schwachen Menschenkräften ein allzu hohes Ideal erreichen wollte; ein Ideal, das hienieden wohl nie eine Stätte haben wird und dessen Verwirklichung der ewige Erdenlenker für eine bessere Welt aufbewahrt hat. Den unglücklichen Schwärmerjüngling von Leyden traf das Geschick, das die still duldende, gottvertrauende Tochter Agamemnons allen jenen leidenschaftlichen Stürmern und Drängern weissagt, die gegen den Willen der Vorsehung, sich *unreife Früchte* zu ihrem eigenen Verderben, *ertrotzen* wollen. «Wie man den König,» sagt Iphigenie,

„an dem Übermass

Der Gaben kennt, — denn ihm muss wenig scheinen,
Was Tausenden schon Reichtum ist — so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang
Und weise zubereiteten Geschenken.

Denn ihr allein wisst, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; *aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte,
Und wehe dem, der ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod
Geniesst!*“

* * *

Im Vorhergehenden ist versucht worden, die Grundidee des «König von Sion,» so wie sie sich durch die Hauptträger derselben offenbart, klar zu legen. Diese Untersuchung erhebt jedoch keineswegs den Anspruch, aus dem unergründlich tiefen Schachte alle die leuchtenden Edelsteine ans Tageslicht gefördert zu haben. Wenn nämlich jede künstlerische Schöpfung, nach Hamerlings Worten, so geheimnisvoll tief ist, *so wenig aufzuerklären, wie das Leben selbst*, so gilt dieser Ausspruch zweifellos vor allem von dem gewaltigsten und gedankenreichsten Werke des österreichischen Dichters: dem «König von Sion».

In dieser seiner Lieblingsschöpfung voll wunderbarer Tiefe, in welche Hamerling den ganzen Reichtum seines warmen, edeln Herzens hineingelegt hat, begnügte er sich nicht mit dem Verweilen im heitern Lande der ästhetischen Träume, sondern in erster Linie bezweckte er, der *kämpfenden Mitwelt ein Spiegelbild* vorzuhalten. Wie Schiller in seinen kulturhistorischen Gedichten: dem Spaziergang und der Glocke, durch einen Wechsel von freundlichen und schrecklichen Gemälden den Kreislauf der Civilisation und des Menschengeschickes zeigt, so soll auch, nach der ausgesprochenen Absicht Hamerlings, der «König von Sion» deutsam und belehrend zugleich für ähnliche Bestrebungen der Menschheit sein. «Die Zeit, sie kommt,» so schliesst nämlich einzig schön die Dichtung,

„Wo Verschollenes wieder bedeutsam
Wird — und sobald sie gekommen, die sinnige Muse bedenkt es.
Und so hebt aus des Zeitstroms Flut, der ja ewiger Sterne
Spiegel und Grab, dies Bild sie: *verständlich dem neuen Geschlechte,*
Schreckend und spornend zugleich, auf schwebendem Kahne der Dichtung
Über den Brandungen rage der leuchtende König von Sion.

N. SEVENIG.

